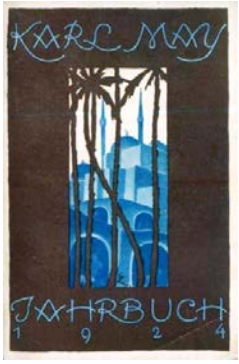


Karl May Jahrbuch 1924

Herausgegeben von Dr. Max Finke und Dr. E. A. Schmid

7. Jahr

Radebeul bei Dresden 1924 / Karl-May-Verlag

Inhalt

Das siebente Jahr. Von Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Cöpenick) 5
Bete und arbeite! Von Karl May 30
Ich will zurück. Gedicht von Karl May 32
Der "Jugendverderber". Ein Briefwechsel 34
Der Wanderer. Von Fritz Barthel, Redakteur am „Berliner Lokalanzeiger“ © 36
An May. Gedicht von Amand v. Ozoróczy (Wien) © 43
Karl Mays sittliche Großtat. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München) 45
Weshalb gehört Karl May in die Gefangenenbüchereien. Von Heinrich Glatzel (Berlin) 50
Ein Pionier der Wüstenforschung. Von Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.) © 71
Krüger Bei und der "Vater der Fünfhundert". Von Kaplan Franz Kandolf (München) 90
Klekih-petra. Von Eisenbahn-Inspektor Alfred Biedermann (Heidelberg) © 105
Die Kukluxer. Von cand. theol. Josef Höck (Salzburg) © 116
Indianische Stammesnamen. Von Adalbert Stütz (Bischleben bei Erfurt) © 120
Geld und Neid. Von Hauptmann a. D. August Niemann † 149
Am Grabe Beecher-Stowes. Von Klara May 162
Ein Indianerbuch. Von Dr. Kurt Floericke (Stuttgart) 166
Der Märchenerzähler. Von Dr. Franz Cornaro (Wien) © 173
Kandolf in Mekka. Von Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer (Dessau) © 199
Hellsinnigkeit. Von Dr. Heinrich Lhotzky (Ludwigshafen a. B.) 206
May und "Faust". Von Tono Kaiser (München) 216
Wilde Blumen. Von Johannes Nixdorf (Breslau) © 225
Wettlauf. Von Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer (Dessau) © 228
Eine Schülerstimme. Von Oberrealschüler Ulrich J. Schauer (München) 253
Karl May und die Schulbüchereien. Von Studienrat Dr. Otto Rudert (Wurzen) © 258
Karl Mays Schreibart. Von Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Cöpenick) 267
Mein lieber Hans Reimann. Von Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer (Dessau) © 290
Old Shatterhand und die Schwester Winnetous. Von Dr. jur. et theol. Emil Sehling 294
Durch die Alkali-Wüste von Wyoming. Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.) 303
Ausfahrt. Von Dr. Wilhelm Matthiessen (München) © 325
Eine Studienreise Karl Mays. Von Kantor Fr. Hinnrichs (Burgdorf in Hannover) © 334
Das Drama des sterbenden Volkes. Von Lisa Barthel-Winkler (Berlin) © 338
Ferdinand Avenarius †. Von Dr. E. A. Schmid, Leider des Karl-May-Verlags 344

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Mount Winnetou
Nach S. 48	Der Herzsee Winnetous in den Wind-River-Bergen
Nach S. 80	Die Wind-River-Berge
Nach S. 128	Die Gros-Ventre-Berge
Nach S. 168	Bison-Jagd im Winter auf Schneeschuhen
Vor S.169	Der Heilige Tanz im großen Wigwam
Nach S. 208	Flucht vor dem Präriebrand
Vor S. 209	Der Schlag an den Kriegspfahl
Nach S.272	Der Green River
Nach S. 320	Die Alkali-Wüste von Wyoming

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]
[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]
[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [ ] eingefügt.]

[Lebensdaten der Autoren]

[(5)]

Das siebente Jahr

Von Studienrat Dr. Max Finke

Die Not der Zeit brennt uns auf den Nägeln. Die Lande um Saar, Rhein und Ruhr kranken an schwärenden Wunden, die unsern Volksleib mit Giftstoff durchseuchen. Unsre Währung ist zersetzt, unsre wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland nimmt stündlich zu. Die Spannung im Innern zwischen Rechts und Links erreicht gefahrdrohenden Grad. Die Verelendung schreitet weiter, die Selbstmorde infolge der Not wachsen erschreckend. Unser Sinnen und Trachten gilt den großen Fragen um Sein oder Nichtsein. In dieser Sturmflut unsers Schicksals ein neuer Band des Karl-May-Jahrbuchs!? Heißt das nicht, die Forderung des Tages verkennen, die Zeichen der Zeit mißverstehen?

Das Lebensfähige und Lebenswerte treu weiterpflegen, solcher Aufgabe zu entsagen, kann selbst diese Zeit nicht heischen. Auch May ist ein Vertreter deutschen Volkstums, er ist für die Würde seiner engern und weitern Heimat eingetreten. Ihn retten, heißt Kräfte der deutschen Seele erhalten. Er befriedigt das innere Bedürfen von Hunderttausenden treuer Leser, die ihm Trost entschöpfen; **[6]** selbst der Geschulte, der Anspruchsvoll-Urteilsfähige dankt ihm Stärkung im Lebenskampf. Sollte es da nicht verdienstlich sein, das vor sechs Jahren (1918) unter Wehen geborne Unternehmen des Karl-May-Jahrbuchs weiter zu fördern? Kein schlechtes Zeichen für seine innere Kraft und Berechtigung, daß es, während schon zahlreichen andern Verlagsunternehmen inzwischen der Atem ausging, dieser Lawine wirtschaftlicher Schwierigkeiten zu trotzen weiß und den 7. Band, nicht ohne Genugtuung, auf die Reise schicken darf.

Als Zeichen der Kraft und Gesundheit, die Mays Werken innewohnen, als Beweis für ihre ungebrochne Lebensfähigkeit darf auch gelten, daß der Karl-May-Verlag am 1. Juli 1923 auf sein zehnjähriges Bestehen zurücksehen konnte. Der Zweifler wird einwenden: Kraft eines Werks ist nicht gleich seinem Wert; sein Weiterbestehen beweist noch nicht innere Güte; was lebensfähig ist, ist nicht immer auch lebenswürdig; was dauert, bestätigt nicht durch seine bloße Dauer eine Kulturnotwendigkeit. Nun, gerade dieser Hauptfrage nach dem Wert der Mayschen Handlungs- und Gedankenkreise dienten ja die bisher erschienenen sechs Jahrbuchbände, und zahlreiche Mitarbeiter von Ansehen und Bedeutung, aus den verschiedensten Kreisen des Berufs und der Weltanschauung, haben darin Zeugnis abgelegt, daß sie in May einen Träger wertvoller Gedanken und Strebungen dankbar begrüßen, ja bewundern. Immer wieder in der Presse der gelegentliche Hinweis auf May als den schlechthin nicht zu überbietenden Vertreter einer im Kern gesunden Gattung des erfindungsreichen, **[7]** spannenden und unalltäglichen Schrifttums.

Gewiß, in seiner Beurteilung stehen sich noch immer zwei Lager gegenüber. Aber es ist nicht zu verkennen, daß mancher Saulus sich in einen Paulus wandelte, und daß die unbefangene Anerkennung und Würdigung Mays selbst bis in die Kreise der Zünftigen hinein zunimmt. Wenn noch vereinzelt über May als angeblichen Schunderzeuger der Bannfluch ausgesprochen wird, so geschieht dies mit einer Handbewegung, die durch Kühnheit ersetzt, was ihr an überzeugender Kraft abgeht. Solch ein absprechendes Urteil schließt eine Art Herabsetzung, ja Beleidigung all der vielen durch Urteil, Geschmack, Ansehen und Stellung ausgezeichneten Männer und Frauen in sich, die sich für May als einen Wertträger eingesetzt haben.

Es ist an der Zeit, einmal eine kleine Heerschau unter den Verteidigern der Ehre Mays zu halten. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit nenne ich folgende Frauen und Männer, die in May Werte hochschätzen und literarisch für ihn eingetreten sind:

Die Schriftsteller und Dichter: Peter Rosegger und sein Sohn Dr. Hans Ludwig Rosegger, Dr. Hermann Hesse, Max Geißler, Dr. Karl Hans Strobl, Dr. Reinhold Eichacker, Hauptmann August Niemann †, Dr. Wilhelm Matthießen, Lisa Barthel-Winkler, Willy Schlüter.

Die Literarhistoriker und Kritiker: Dr. Werner Marholz, Oberregierungsrat Dr. Lorenz Krapp, Dr. Richard v. Kralik.

[8] Die Gelehrten und Schulmänner: Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau, Prof. Dr. Jakob Hoffmann, Studiendirektor Dr. Adolf Droop, Studienrat Dr. Otto Rudert, Seminaroberlehrer Fritz Prüfer, Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther, Hochschulprofessor Dr. Benno

Wandolleck, Landgerichtsrat Dr. Bovensiepen, Landgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig, Stadtschulrat Franz Weigl, Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen, Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. jur. und theol. Emil Sehling.

Die Schriftleiter: Fritz Barthel, Otto Eicke, Victor Klages, Dr. Fritz Klauber, Dr. Karl Neurath, Dr. Hans Rost, Dr. Alexander Salkind, Wenzel Urban.

Die Forschungsreisenden: Otto Cesar Artbauer, Leopold Gheri, Hauptmann Dr. Hans Erich Tzschirner-Bey.

Die Rechtsanwälte: Dr. Oskar Gerlach, Max Weiß.

Die Geistlichen: Kooperator Franz Ernst, Dr. Hermann Dimmler, Kaplan Franz Kandolf, Kurat Anton Mooshammer. – Pfarrer W. Richter, Pastor Selmke.

Wer findet den Mut, diesen zum größten Teil in breitester Oeffentlichkeit wirkenden angesehenen Frauen und Männern das Maß von Sachverständnis und Urteilsreife abzuerkennen, das sie berechtigt, über May und seine Bücher Gutes zu sagen? Soll all diesen Mitarbeitern des Jahrbuchs das innere **[9]** Mittel fehlen, das sie befähigt, gesunde Volkskraft von Volksgift, Wert von Schund, Kunst von Kitsch zu sondern? Nein, schon die Zahl klangvoller Namen, die noch beliebig vermehrt werden könnte, und mehr noch ihr Gewicht lassen nicht mehr zu, daß May mit verlegnem Achselzucken, mit Spott oder gar grober Ablehnung angetan wird. Wer wagt zu behaupten, daß den Genannten „die notwendige geistige Gesamthöhenlage abgehe, daß es ihnen mangelt an den notwendigen Hemmungen der Illusion, die beim Gebildeten aus der Beurteilung der dargestellten sachlichen Verhältnisse entspringen?“ [Paul Samuleit in: Samuleit/Brunckhorst: Geschichte und Wege der Schundbekämpfung, Berlin, 1922]

Aber auch die treue Anhängerschaft der urteilsungeschulten großen Masse der in- und ausländischen Leser beansprucht gebührende Beachtung. Auch sie ist ein Fingerzeig, ein Wegweiser für Werte-Sucher. Auf das Geschmacksurteil der Masse verächtlich herabzublicken, gilt zwar noch hier und da in den Kreisen von Schmocks, auch Zünftlern als nicht zu erlassender Befähigungsnachweis geistiger Größe. Aber schon Goethe warnte: „Verachtet mir die Massen nicht!“ Angesichts dieser zunehmenden Würdigung Mays und seiner Werke ist es schwer zu verstehen, daß May noch immer nicht in aller Form in die Büchereien unsrer höhern und sonstiger Schulen wieder Eingang gefunden hat, nachdem er unter dem Einfluß der urteilstrübenden Prozesse vor Jahren teilweise daraus entfernt worden ist. Auch in dieser Beziehung muß gefordert werden: Gerechtigkeit für Karl May! Der Zustand ist nicht weiter erträglich, daß Mays Bücher von den Jungen und Mädchen verschlungen werden als süße Früchte, die, **[10]** von der Schule nicht gutgeheißen oder gar verboten, zu ungern gesehenem oder unerlaubtem Genuß reizen. Dieses Verbot könnte, soweit es überhaupt durchgeführt worden ist oder hier und da etwa noch wird, den Stempel eines gewissen pharisäischen Hochmuts nicht verleugnen. Es muß über kurz oder lang zusammenbrechen unter dem wachsenden Gewicht der Urteile von Sachkennern, die, trotz freimütiger Ausstellungen im einzelnen, nicht umhin können, May als „literarisches Schwarzbrot“ zu empfehlen.

Was wird denn angeführt, um dieses Tabu zu rechtfertigen, das Mays Bücher noch immer von Schulbüchereien ausschließt? Einer der Gegner Mays hebt sogar selbst an seinen Büchern zunächst erhebliche Vorzüge hervor, die, auch wenn die von ihm gerügten Mängel zutreffen sollten, geeignet sind, den Beweis für die Schulbrauchbarkeit, ja Schulwürdigkeit Mays zu erbringen.

Er betont nämlich, daß Mays „Gesammelte Werke“ sich frei halten von Schmutzereien und Schlüpfrigkeiten; „sie wühlen nicht in Eheirrungen und unsauberen Anzüglichkeiten“. Dieses Merkmal soll ihn aber nicht von der „echtesten (!) Schundschreiberei“ trennen, sondern ihm wie dieser gemeinsam zukommen, wenigstens soweit es sich um Schund für die Jugend handle. Nun, es mag im allgemeinen zutreffen, daß die für die Jugend berechneten Millionen von Schundschriften sich von dem gefährlichen Gebiet geschlechtlicher Aufreizung fern halten. Aber dennoch ist es innerhalb unsres gesamten, namentlich aber des heutigen Schrifttums ein Verdienst, wenn ein Schriftsteller – und May war gar nicht **[11]** schlechthin nur Jugendschriftsteller! – eine Bücherei spannungsvoller Werke verfaßt, ohne gezwungen zu sein, dem Triebhunger des Geschlechtswesens in seinen Lesern auch nur das geringste Zugeständnis zu machen. Mays Enthaltsamkeit in diesem Punkt hat fast etwas Klösterlich-Karges an sich. Im Gesamtzusammenhang mit unserm heutigen in Liebelei geradezu ertrinkenden Schrifttum, insbesondere auch mit unsern Bühnen- und Filmdarbietungen, muß ein Schriftsteller bewundert und empfohlen werden, der völlig vergessen macht, daß die Liebe neben dem Hunger der mächtigste Trieb ist. Schon durch den bloßen Umstand, daß May in den „Gesammelten Werken“ ganz auskommt ohne Anleihen bei der stets

gebewilligen Bank des Zweideutigen und Schlüpfrigen, wirkt er wie ein Heilmittel gegen den Bazillus des Nur-Geschlechtlichen, der unser Schrifttum, unsre gesamte Oeffentlichkeit, ja unsre ganze Kultur und Weltanschauung verseucht. Auf der einen Seite Mays herbe keusche Heldenverehrung, seine Verherrlichung von Taten, die aus dem Trieb entspringen: zu helfen, zu schützen, zu sichern, vorzubauen, zu retten, zu befreien; auf der andern Seite der Pan-Sexualismus (Die All-Geschlechtlichkeitslehre) Sigmund Freuds und der ihm anhängenden Schule der Psychoanalytiker, die behaupten, daß die Geschlechtlichkeit aller Weisheit letzter Schluß, der Liebestrieb die allerletzte Unableitbarkeit und Unbedingtheit, der allumfassende letzte und im Grunde einzige Erklärungsgrund alles Lebens und Wirkens sei. Uebersieht diese Auffassung nicht schon die einfache Tatsache der ungeschlechtlichen Vermehrung **[12]** niederer Lebewesen, sowie der Selbstbefruchtung? Nein, Mays Werke, die – gemäß seiner Anlage, nicht geflissentlich – von sinnlich aufreizenden Wirkungen völlig rein sind, ja sogar dem gesund-unbefangenen Liebesleben befremdend wenig Raum gönnen, sind hierin gesünder und kommen der Wirklichkeit näher als jene All-Geschlechtlichkeitslehrer, die für die Macht andrer Beweggründe als nur des Geschlechtlichen kein inneres Erfassungsmittel auftreiben können. Schon Gurlitt wies des öftern auf diesen Vorzug Mays hin. Und wenn man erwägt, welchen schweren Gefahren an Leib und Seele namentlich unsre Großstadtjugend ausgesetzt ist, die auf Schritt und Tritt umflattert wird von den wispernden Geistern der geschlechtlichen Aufreizung und Verführung, mögen sie ihnen lockend zuflüstern aus den Spalten der Romanbeilage des Hausblatts, aus den Anpreisungen des Inseratenteils, aus den Auslagen der Geschäfte, im Straßenleben, im Theater oder Kino; wer Kenntnis hat von den ernsthaften Bemühungen der Erzieherwelt, die spannungs- und wendereiche Zeit der geschlechtlichen Entwicklung (Pubertät) mit ihren Erschütterungen und Durchbrüchen in der rechten Weise zu berücksichtigen – selbst das „Pausenjahr“ konnte in diesem Zusammenhang empfohlen werden –, der wird zugeben, daß hier für May zum mindesten der Wert einer ausgezeichneten gesunden Ablenkung voll beansprucht werden kann.

Weiter wird May als christliche Persönlichkeit bekrittelt. Es wird zugestanden, daß May „von einem Gottesglauben im kirchlichen Sinn erfüllt **[13]** war“, ja sogar, „daß ihn [ihm] das Ringen des niedern Menschen nach edler Reinheit zum alles beherrschenden Mittelpunkt seines geistigen Lebens wurde“. Ja, macht ihn dieses Ringen nicht schon zum schulwürdigen Schriftsteller? Sollen wir der Jugend, die selbst noch strauchelt und fällt, denn nur fertige Menschen als Vorbilder vor Augen führen? Warum nicht auch Sünder, die nach Entsühnung lechzen? Eine – oft gerügte – schriftstellerische Eitelkeit Mays soll schwerer wiegen als das Gute, das er bringt, und seine Würdigkeit zum Schulschriftsteller ernstlich in Frage ziehen? Die Frage, ob Mays Gottesglaube echt sei, wird von demselben Schulmann verneint. Andre Männer, deren Urteil gewiß nicht weniger wiegt, haben sie im vorvorigen Jahrbuch hell und überzeugt bejaht (5. Jahrbuch 1921: Karl Mays Gottesglaube, drei Aufsätze von Dr. H. W. Schmidt, Schriftleiter Otto Eicke, Eisenbahninspektor A. Biedermann, S. 101 – 134).

Daß Mays Religiosität an der Oberfläche haftete, dafür bleibt man den Beweis schuldig, denn es kann doch nicht im Ernst behauptet werden, daß gelegentliches Abirren in das Reich unterbewußter Kräfte oder in das echten, geschweige vermeintlichen Aberglaubens, das wir selbst bei größten Geistern finden, eine im Grund tiefe und echte Religiösität ausschließen müßte. Das May sich „in nichts über die üblichen kirchlich festgelegten Gedankenkreise“ erhebt, kann unmöglich als Fehler rügen, wer in der Kirche Genüge findet. Ich kann noch weniger zugeben, daß May von der Jugend nur aus Spannungshunger verschlungen wird. Nein, Tausende **[14]** von Zeugnissen belegen gerade den Eindruck, daß es auch die sittlichen und religiösen Nebenwirkungen sind, um derentwillen May so geliebt und verteidigt wird. Ich hatte reichlich Gelegenheit, diese Tatsache in den Akten des Karl-May-Verlags an Ort und Stelle nachzuprüfen.

Die Hauptstärke und –bedeutung Mays wird freilich mit Recht in dem Handlungsreichtum seiner Dichtungen gesehen. Dennoch haben auch die betrachtenden Teile, insbesondere die Erörterungen über religiöse und sittliche Fragen, die auch als Ruhepunkte in die oft so jäh abrollenden Filme seiner Erzählungen eingebettet sind, ihre gute Sendung zu erfüllen. Soweit ich sehe, sind sie von dem Fachurteil häufig als störend, ja als salbadernd abgetan worden. Es hieß, die auf den Fortgang der Handlung erpichten Leser, besonders Knaben, blätterten darüber hinweg. Daß dem keineswegs allgemein so ist, sondern daß tiefer veranlagte Leser mit Freude die ihnen von May dargebotenen Gelegenheiten zur Besinnung, Sammlung und Abspannung der Nerven, die Stärkungsmittel der Leserseele, benutzen, bezeugt u. a. auch Eduard Weitsch in Tat-Flugschrift 27: „Was soll eine deutsche Volkshochschule sein und leisten? Ein

Programm.“ (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1919), S. 15, wo es heißt: „Der ‚Kampf um Rom‘ wird in diesem Alter – d. h. im fortbildungsschulpflichtigen, wenn der religiöse, ethische und philosophische Zug in der Jugend auftritt – um Tejas willen gelesen, die religiösen Betrachtungen in Karl Mays ‚Old Surehand‘ werden verschlungen, **[15]** und Freundschaft und Heldenverehrung (von Teja und Cethegus herab bis zu den Helden der Detektivromane und Kinostücke) sind zum großen Teil schwärmerische Verirrungen ethischer Nöte und religiösen und philosophischen Suchens (selbstverständlich ohne daß die Jugend eine Ahnung hätte, was etwa Ethik oder Philosophie sei!!).“

Im stillen Kämmerlein, lesender und nacherlebender Weise, wenn den hochroten Knabenkopf eine Welle des Entzückens und innerster Ergriffenheit durchpulst, dann vollzieht sich am glücklichsten die religiös-sittliche Beeinflussung. Von der Kanzel oder dem Schulstubenthron herab mißlingt sie meist. Die herbe, keusche Knabenseele verschließt sich ihr. Dem „Fegefeuer der Angst vor der Absicht“ (Weitsch) geht sie aus dem Weg, wo immer sie kann. Wie anders unter Freunden und Kameraden! Wie anders May gegenüber!

Auch ist es nach meinen Beobachtungen irrig, zu meinen, daß die Jugend keinen Sinn oder Blick hätte für „die angeblich tiefe Sinnbildlichkeit“ seiner Erzählungen. Die Jugend steht ja dem Märchen, dem Unwirklichen, dem Bild und Gleichnis noch gläubiger gegenüber als der nüchterne Erwachsene, der sich mit den harten Gegenständlichkeiten des Alltags herumschlägt. In der Jugend webt noch Traumtiefe, wallt der Rausch des Ahnungs- und Geheimnisvollen, ihre Seele schößt sich dem Wunschziel, dem Sinn von Bildern noch williger, verehrender entgegen. Falsch ist ja schon die landläufige Auffassung, als ob die Jugend nur anschauen, nur Handlung erleben, aber nicht abziehen („abstrahieren“) wolle **[16]** oder vermöge. Wenn das Abziehen (Wahrheiten bilden, abstrahieren) nur als Mittel eines Willens zur Macht oder eines Willens zum Wert erlebbar wird, wie ist dann gerade die Jugend mit Feuereifer auch hier auf dem Plan!

Die abenteuernden Bestandteile der Mayschen Werke (Fährtenlesen, Beschleichen, Belauschen, Ueberfälle, Einzel- und Massenkämpfe, Gefangennahmen und Befreiungen, Verrat und Hinterhalt) treten gehäuft auf. Zugegeben. Aber nur selten wird der Eindruck befestigt, daß sich der Dichter selbst abschreibt. Vielmehr bleibt erstaunlich, wie immer wiederkehrende Grundzüge vermannigfaltigt, durch immer wieder andre Bedingungen des Schauplatzes, der Zeit oder des Zusammenhangs der Handlung frisch belebt werden. Es wäre ja ohne diese echt künstlerische Mannigfaltigkeit in der Behandlung einiger weniger Grundzüge gar nicht geglückt, die Anteilnahme der Leser, die fast allen Bänden in erstaunlichem Maße entgegengebracht wird, zu nähren. Das Leben selbst ist nur Veränderung („Variation“) einiger weniger Grundbestrebungen („Themen“). Auch der Ilias oder Odyssee könnte die Wiederholung wesensgleicher Handlungsbestandteile zum Vorwurf gemacht werden. Wer aber wagt das?

Die Abenteuer Mays treten doch nicht mit dem Anspruch auf, Selbstzweck zu sein. Das wäre Kitsch. Nein, sie erscheinen nur – trotz aller Häufung – als Vorspann, als Mittel sozialer Absichten. Es soll geholfen, gerettet, befreit werden. Kameraden nicht im Stich lassen, sie aus der Pfanne hauen; Mädchenräuber ereilen, Mitmenschen, die durch Ueberfall **[17]** oder Hinterhalt gefährdet sind, warnen; die Unschuld, das Recht verteidigen, den Bösen überwinden (das ständige Wieder-laufen-lassen ist freilich nur Schriftstellerkniff), für Ehre und Gewissen eintreten – ja rechtfertigt solch Streben nicht ein ganzes Aufgebot von Abenteuern? Der Sinnzusammenhang ist gesund, und so braucht auch der Erzieher nicht gar zu zimperlich zu befürchten, daß Mays Abenteuer, die ja im Dienst von höhern Strebungen und Werten stehen und als solche Mittel überall deutlich gekennzeichnet sind, den Jungen verwirren, ihn gar zum Ausrücker- und Abenteuertum veranlassen, seine Entwicklung aufreizend oder sonst ungünstig beeinflussen könnten. Die Erfahrung zeigt, daß, namentlich wenn liebevolle Ueberwachung und seelisches Verständnis den Knaben in seinen Entwicklungsnöten stützen, May keine Gefahr, ja für viele Naturen eine Quelle der Erhebung und Stärkung bedeutet. Nicht Abenteuerhunger, sondern seelischer Werthunger, Heldenverehrungsdurst labt sich an den Trinkschalen der grünen Bände mit ihrem so viele berauschenden Zaubertrank. Die Entwicklungszeit hat Bedürfen nach Rausch und Aufschwüngen. Wir können ihre Gewalten nicht in literarische Schutzhaft nehmen, sie nicht verharmlosen, vernüchtern. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.“ Lassen wir sie an dem Quell: Karl May. Der Erzieher mag nur verständnisinnig, mitfühlend dem allzujachen Trinker über die von natürlichen Entwicklungsfiebern glühende Stirn besänftigend fahren und sorgen, daß der Trinker nicht über den Durst, und nicht überstürzt ein Getränk **[18]** zu sich nehme, das gesund und bekömmlich ist, mögen auch Feinschmecker in der Lösung einige

Mischungsbestandteile mit Recht zu beanstanden haben.

Gewiß gilt es, in dem Grad der Empfehlung, Zulassung oder Darbietung Mays unterschiedlich zu verfahren, je nach der Art und innern Lage des Schülers. Bei Allzunüchternen kann May geradezu als ein Beschwingungsmittel, als eine Ergänzung und Belebung verwertet werden. Das Buch des Phantasten als Heilmittel! Auch Dr. Heinrich Lhotzky kennt diese Erfahrung der Erzieher. Ich gestehe, daß ich mein eignes Urteil willkommen gestützt fand, als ich in dem Aufsatz Lhotzkys über „Hellsinnigkeit“, den das vorliegende Jahrbuch bringt, May gerade auch vom Standpunkt des Erziehers gewürdigt fand. Wer z. B. Lhotzkys tiefes Buch über die Ehe in der Sammlung der Blauen Bücher bei Langewiesche hat auf sich wirken lassen, der wird zugeben: Solcher reifen Weisheit wird auch das rechte Urteil über May, den Erzieher, den schulwürdigen Schriftsteller geglückt sein. Solcher Lebenserfahrung dürfen wir vertrauen!

Ja, warum May von den Schulbüchereien fernhalten? Der oben erwähnte Schulmann lobt sogar weiter den „wesentlich größern Ernst“, mit dem May „den Hunger aller einfachen Leser nach Beschäftigung ihrer Einbildungskraft durch lebhafte, starke Handlung, das Verlangen nach deutlichen, ungebrochnen Farben, nach Fremdartigem, Geheimnisvollem, das Alltagsleben Ueberragenden“ nährt. Er verschaffe sich durch fleißiges Bücherlesen zunächst einmal selbst ein möglichst deutliches Bild der äußern Bedingungen **[19]** der fernen Land- und Völkerschaften, in die er seine Leser führt.

Der erdkundliche Unterricht wird mit Vorteil Mays Bücher zur begleitenden Hauslesung verwerten, wenn es sich darum handelt, Schauplätze in fremden Erdteilen, etwa Arabien, Aegypten, die Wüste, die Indianergelände u. a. zu veranschaulichen und zu beleben. Immer wieder, so aus dem Munde Gurlitts im Hinblick auf seinen eignen Sohn, dem der Rose v. Aichberger usw. hören wir, daß die Jugend ein erstes und dauerndes Zurechtfinden auf dem Erdball sich gern durch Karl May vermittelt. Mit dem großen Andree oder Stieler in der Hand verfolgt sie die Spuren des Helden. Im Gegensatz zu vielen andern suche ich weder, noch finde ich bei May die geringste wissenschaftliche Einstellung oder Begabung im strengen Sinn. Seinen stillen Anspruch, daß man ihm die keck angemaßte Sachverständigkeit auf allen Gebieten des Konversationslexikons einschließlich seiner rein äußerlichen Vielsprachigkeit glauben möge, beantworte ich nicht mit dem Bannfluch des Lehrers und Erziehers – das Anathema ist hier zu feierlich – nein, ich finde solche Flausen ziemlich unschuldig, harmlos, ungefährlich; ja, da May vielfach an gute Quellen und Vorlagen geraten ist, erfährt der Schüler viel Richtiges, Nützliches und durchaus Stichhaltiges; jedenfalls werden Farben und Stimmungen fremder Schauplätze nicht übel getroffen, wenn auch volksseelenkundlich May keinen Führer abgeben kann. Ein gewisses Maß von – meist angelesener – Sachverständigkeit auf den Gebieten der Völker- und Länderkunde, **[20]** der Tier-, Pflanzen- und Erdkunde ist anzuerkennen. Doch ist dies an May nicht das Wesentliche, worauf sich die Empfehlung für den Unterricht stützen dürfte, wenn anders wissenschaftliche Schulung und Ueberzeugung zu ihrem Recht kommen sollen.

Die Hauptsache ist und bleibt: May schafft Stimmungswerte. Die Spaziergänge der Jungen (übrigens auch der Mädchen!) auf dem Erdball an der Hand dieses Erzählers sind so ausgesprochen lust- und wonnebetont, daß manche Erdkundelehrer neidvoll vor May die Waffen strecken müssen, mag ihre wissenschaftliche Bildung die seine auch turmhoch überragen. Der Erdball überspinnt sich in der Einbildung des Knaben mit einem von Band zu Band dichteren Gespinst von Handlungsfäden, die er aus May herauslöst und um sein Vorstellungsbild der Erde herumlegt. Die Erd- und Völkerkunde wird ihm bei May erst einmal zum atemversetzenden Erlebnis. Hier muß der Lehrer anknüpfen. Den Rahmen der Einbildung kann er nunmehr versehen mit zuverlässigen Kenntnissen.

Zahlreiche Stellen aus Mays „Gesammelten Werken“ haben als Schullesestücke Wert. Ich nenne einige:

Babel („Von Bagdad nach Stambul“ und „Silberlöwe“);

Mekka (Bd. 1);

Die Rocky Mountains (verschiedentlich);

Haifische (Bd. 11: „Der Ehri“);

Chinesischer Garten (Bd. 11: „Der Kiang-lu“);

Nationalpark der Amerikaner (Bd. 35);

[21] Die Wüste (Bd. 10: „Die Gum“);

Wage im „Jenseits“;

Tödlicher Staub (Bd. 9);

Hands up! („Old Surehand“);

Teufelsanbeter (Bd. 1);
Der Tod meines Pferdes (Bd. 6);
Salzseen (Bd. 10: „Der Krumir“);
Napoleon und Fulton (Bd. 38: „Der Kaperkapitän“);
Die Luftspiegelung (Geographische Predigten, ferner Bd. 35 und Bd. 10: „Die Gum“);
Der Untergang der indianischen Rasse („Winnetou“ u. a.);
„Afrika!“ (Bd. 10: „Die Gum“ und Bd. 23: „Der Boer“);
Die Steppe (Bd. 10: „Die Gum“);
Die Blockadebrecher (Bd. 38: „Der Kaperkapitän“).

Aehnlich der Relilgionslehrer, etwa wenn er den Islam gegen das Christentum zu verabständigen hat. Die Einfühlung Mays gerade in die Weltanschauung und die Glaubens- wie Aberglaubensformen des Islam, ja selbst seine Sachkunde auf den zugehörigen Schauplätzen werden von Sachkennern immer wieder gelobt und werden auch schärferen Prüfungen einigermaßen standhalten. In manchem andern Fach wird sich die nun einmal nicht auszurottende und schon darum besser pfleglich zu überwachende Vorliebe der Jungen und Mädchen für May vom Lehrer gleichfalls geschickt verwerten lassen.

[22] Gewiß, die Schule soll auch den Sinn für reine Sprachform pflegen. Aber auch hierin hat nicht einmal der oben genannte Beurteiler, der sonst durch Ueberschärfe gegen May auffällt, etwas zu beanstanden. Er erkennt sogar an: „Er beherrscht die Sprache so, daß ihm ernstliche Mängel nicht nachgesagt werden können.“ Mein heuriger Aufsatz über Mays Schreibweise dürfte den Beweis erbracht haben, daß Mays stilistisches Können sogar erstaunlich und seine Schreibart von den wesentlichen und eigentlichen Fehlern, die den echten Kitsch und Schund verraten, durchaus frei ist. Zu diesen Fehlern rechne ich: Gespreiztheit im Ausdruck, falsche Beziehung und Gliederung, Langatmigkeit; Satzschlangen, Satzschwulst, Satzverstopfung; Bildervermischung (m. E. ein besonders gefährliches Anzeichen unechten, also kitschigen Stils), Fehlgreifen im Ausdruck. May ist flüssig und gesund in seiner Schreibweise. Freilich muß man, um ein Antlitz wesentlich, d. h. nach seiner Form und seinem seelischen Ausdruckswert schön zu finden, gerecht genug sein und Augenmaß genug haben, um über einige Leberflecke hinwegzusehen. Weiter heißt es: „Er vermag bis zu einem gewissen Grad auch die Fülle von Personen, die er auftreten läßt, zu unterscheidbaren Wesen zu gestalten.“ Warum die Einschränkung „bis zu einem gewissen Grad“? Wird doch gerade Mays Fähigkeit, Typen (nicht Charaktere) zu schaffen, die eine neben der andern mit aller wünschenswerten Schärfe sich abheben, allgemein hervorgehoben.

Im Grund also mancherlei Empfehlung, selbst bei diesem überscharfen Beurteiler. Und nun sein schwerstes **[23]** Geschütz? Sein großes, alle entwaffnendes Aber – Aber?

„May ist kein Dichter!“ „Er vermag keine Kunstwerke zu schaffen und bietet doch, was er bietet, in der Form des Kunstwerks, nämlich in der Form der Erzählung.“ Brüchige Logik! Hätte May, etwa im Bewußtsein seines Unvermögens, sich aus der Form der Erzählung, die hier ganz unverständlich als die Hauptform des Kunstwerks erscheint, in eine andre Form flüchten können, der die seltsame Eigenschaft zukäme, nur für Nicht-Kunstwerke (also für Kitsch oder gar Schund) eigens vorbehalten zu sein? Jede Form kann dem Künstler dienen. Beleg- und beweislos wird weiter behauptet, daß bei May zwischen Gehalt und Form, zwischen dem innern Wert und seinem Ausdruck, zwischen Schein und Wesen ein „ungeheurer“, ja „häßlicher“ Widerspruch „klafft“.

Ich gebe den Jugendschriften-Prüfungsausschüssen der rührigen deutschen Lehrervereine zu, daß auch die Form den Dichter, das echte Kunstwerk ausmacht; ja, was als Klassik herausgehoben wird, überlebt weniger kraft seiner zeitbedingten Gegenstände als durch seine Formreife und sein schönes Zeitmaß. Und es ist zweifellos eine weitere Aufgabe des May-Jahrbuchs, nachzuweisen, daß May, wenn nur unter Form etwas Wesentliches verstanden wird, auch nach dieser Seite hin in Ehren bestehen kann. Selbst im Aufbau der Handlung zeigt May beachtliches Können.

Im übrigen hat niemand den festen Maßstab dafür: „Wer ist Dichter, wer nicht?“ in Erbpacht. Eine Uebereinstimmung in solchen Werturteilen ist schwer **[24]** herbeizuführen. Mein freimütiges Urteil über manche Schwäche Mays, z. B. seinen Irrtum über die eigne Befähigung zur Lyrik, beweist, daß ich ihn nicht über Gebühr werte. Ich erachte ihn nicht als großen Dichter, als großen Künstler, finde aber genug auch dichterisch eindrucksstarke Teile, die sehr wohl berechtigen, May als einen Dichter – namentlich auch launigen – und als Erzählungskünstler zu empfehlen.

Jedenfalls sehe ich, wenn ich alles Für und Wider sorgsam abwäge, keinen innern Grund, der unsre Schulen zwingen könnte, Mays Reiseerzählungen von ihren Büchereien fernzuhalten. Ein seiner Zeit befolgtes Verbot ist, nachdem das Urteil über May in nunmehr sieben vorliegenden Jahrbüchern durch zahlreiche ernste und sich ihrer Verantwortung bewußte Männer und Frauen hinreichend geklärt ist, übertägig geworden und muß als Unrecht empfunden werden.

Selbst eine so strengen Maßstab fordernde Zeitschrift wie der „Pharus“, Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik (herausgegeben von der pädagogischen Stiftung Cassianeum Donauwörth, Verlag der Buchhandlung Ludw. Auer, Donauwörth) hebt schon 1919 (10. Jahrgang, Mai/Juni, 5./6. Heft) den Wert Mays als Jugend- und Volksschriftsteller in einem eingehenden Aufsatz von Dr. Hermann Dimmler (München) hervor. Auch er sieht den Hauptvorzug der Mayschen Werke in ihrer sittlichen Eindeutigkeit und Vereinfachung des Lebens. Was ihn hinaushebt über die Werthöhe der wirklich kitschigen Indianer-, Räuber- und **[25]** Detektivgeschichten, mit denen ihn sonst mancher äußere Zug, so die Abenteuerlust und Spannungsfülle verbindet, ist doch ihre innere Welt. Auch Dimmler rühmt: „Wer diese Erzählungen liest, wird in einen edlen, übersinnlichen Gedanken- und Gefühlskreis hineingezogen, der starke Dispositionen in dem Leser zurückläßt.“

Ebenso wird im „Handbuch der Jugendkunde und Jugenderziehung“, herausgegeben vom Geistl. Rat Prof. Dr. Jakob Hoffmann (Verlag Herder, Freiburg i. B.) auf S. 330/31 May warm empfohlen. Dieser auch als Religionslehrer bewährte Schulmann teilt mit, daß er seit 30 Jahren in der Schule die besten Erfahrungen mit May gemacht habe[1].

Die Schulwürdigkeit Mays ist eben nicht länger zu bestreiten; der Uebereifer gar, der, freilich immer seltener, auf Mays Bände drei Kreuze malt, als hätte der brave Hauszeichner des May-Verlags[2] prächtige Entwürfe versehentlich auf Schachteln mit Rattengift gesetzt, nein, solcher Uebereifer wird in der Oeffentlichkeit immer weniger ernst genommen. Und schließlich wird, des bin ich gewiß, die Zeit kommen, daß auch die Zünftigen der Schrifttumsgeschichte **[26]** May, unter richtiger Beziehung seiner Eigenart, anerkennen und würdigen werden. Es wäre nicht das erstemal, daß ein durch die Macht der Gewohnheit erstarrtes Urteil der Schrifttumszünftler von ihnen selbst überprüft und in einer Art von Selbstbesinnung verjüngt würde. Die völlige Umbiegung eines gängigen Urteils erreichte der jetzt verstorbene Forscher des romanischen Schrifttums [Heinrich] Morf hinsichtlich [Gustave] Flauberts. Kein Zweifel, daß auch May in bekannten, für Schulen vielfach maßgebenden Literaturgeschichten falsch bezogen und verkannt wird. Ein großer Teil der Volksschullehrerschaft, nicht weniger der akademisch gebildeten Lehrer weiß May zu würdigen. Sperre und Bann müssen schwinden. Auch für die Schule gilt die Forderung: Gerechtigkeit für Karl May!

* * *

Im vergangenen Jahr starben zwei Persönlichkeiten, deren Namen unsern Lesern wohlbekannt sind: Ferdinand Avenarius und Dr. Walter de Gruyter. Ueber den erstgenannten und seine Beziehungen zu Karl May äußert sich Dr. E. A. Schmid in einem besonderen Aufsatz dieses Jahrbuchs, während dem Andenken Dr. Walter de Gruyters hier einige Worte gewidmet seien:

Geboren am 10. Mai 1862 in Ruhrort, wurde er nach Ablegung der Abiturienten-Prüfung zunächst Kaufmann. Als solcher war er im In- und Ausland tätig und erwarb sich reiche Kenntnisse, die er 1883 **[27]** bis 1886 durch Universitätsstudien erweiterte. Dann wandte er sich wieder kaufmännischen Arbeiten zu, und erst 1895 erwarb er die 1819 gegründete Verlagsbuchhandlung Georg Reimer in Berlin, die er durch Hinzunahme zahlreicher andrer Unternehmungen aus weitern Verlagen wesentlich ausbaute. Im Jahre 1906/1907 ging auch der Verlag Karl J. Trübner an ihn über, und alsbald beteiligte er sich auch an den weitbekannten Verlagshandlungen Göschen, J. Guttentag, sowie Veit & Comp. Im Verein mit mehreren andern Verlegern gründete er 1919 aus den genannten Verlagsgruppen eine Sammelfirma, die seinen Namen trägt und zu den größten und angesehensten des Buchhandels gehört.

Der Heimgegangene genoß in Verlegerkreisen und weit darüber hinaus hohe Achtung, und als er am 6.

---

[1] Sogar der schärfste literarische Gegner Mays, Hermann Cardauns, sah nach seinen eignen Worten keinen Grund, Mays Reiseromane aus der Schule auszuschließen.

[2] Es treffen häufig Anfragen von Lesern und auch von Verlegern bei uns ein, wer der Schöpfer der Deckelbilder zu den Jahrbüchern und zu den Gesammelten Werken sei. Gern nennen wir seinen Namen: es ist der aus Stockholm stammende Kunstmaler Carl Lindeberg in Radebeul, der seine Schulung in Kopenhagen und Paris empfangen hat. Die Herausgeber.

September 1923 plötzlich einem Herzschlag erlag, wurden seine Verdienste um das deutsche Schrifttum in den Tageszeitungen wie in der Fachpresse eingehend gewürdigt.

Der Karl-May-Verlag hat besondern Anlaß, den allzu frühen Heimgang des bedeutenden Mannes und edlen Menschen aufrichtig zu bedauern. Er, der wohl in früherer Zeit fernab von Karl May und dessen Leserwelt stand, ist im bekannten Fall Kleinberg-Bettelheim-Avenarius höchst unfreiwillig in die **[28]** Karl-May-Hetze verwickelt worden. In dem ihm gehörigen Verlag Georg Reimer ist das „Biographische Jahrbuch und deutscher Nekrolog“, für das Kleinberg jenen Schmähaufsatz über Karl May geschrieben hatte, erschienen, dessen Geschichte und Erledigung Dr. Schmid in seiner „Lanze für Karl May“ eingehend behandelt, und den wir auch in den Jahrbüchern mehrfach zu erwähnen hatten.

Als Dr. Walter de Gruyter diesen Aufsatz gelesen und sich überzeugt hatte, daß „Herausgeber und Verfasser vom Weg des Rechts abgeirrt waren“, zog er in mannhaftem Rechtssinn den entsprechenden Teil aus seinem Verlagswerk zurück und ließ durch Stadtschulrat Dr. Arthur Buchenau, Berlin, eine gerechte Würdigung Karl Mays schreiben, die er anstelle des Pamphlets in den „Deutschen Nekrolog“ aufnahm. Kleinberg und Bettelheim suchten hiergegen anzukämpfen und wagten die Flucht in die Oeffentlichkeit, die ihnen sehr übel bekommen ist. Dr. Walter de Gruyter war damals gezwungen, sich auch seinerseits zu dem Fall öffentlich zu äußern, und er tat dies in einem „Offenen Brief an die Mitarbeiter und Freunde des biographischen Jahrbuchs und deutschen Nekrologs“, der 1918 beim Verlag Georg Reimer erschien und wovon man einige Teile in Dr. Schmids „Lanze“ (dortselbst Seite 49 – 52) abgedruckt findet.

[29] Wir rufen dem aufrechten Mann unsern Dank in die Ewigkeit nach.

N a c h s c h r i f t .

Während sich dieses Karl-May-Jahrbuch im Druck befand, ist mein Mitherausgeber und Freund

Studienrat Dr. M a x F i n k e , Berlin-Cöpenick,

der Verfasser obiger Einleitung, im Alter von 35 Jahren gestorben. Er erlag am 4. Januar 1924 einer Lungen- und Rippenfellentzündung.

Das nächste Jahrbuch wird dem so früh Heimgegangenen einen Nachruf widmen und seine Verdienste um die Karl-May-Sache würdigen.

Dr. E. A. Schmid.

[(30)]

Bete und arbeite!

Von Karl M a y[3]

Kürzer als mit diesen drei Worten kann die Aufgabe des Menschen nicht bezeichnet werden. Ein Kind Gottes, der ihn durch seinen Hauch belebte, und doch ein Sohn der Erde, die ihn trägt und von der er in tausenderlei Beziehung abhängig ist, hat er seine Tätigkeit nach zwei vollständig entgegengesetzten Richtungen zu äußern.

Um den Anforderungen des gegenwärtigen Lebens gerecht zu werden, muß er den alten Fluch „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ auf sich nehmen und mit allen ihm verliehnen geistigen und körperlichen Fähigkeiten dessen Last tragen. Tut er das, so wird er auch den Segen empfinden, in den sich dieser Fluch bei rechtschaffner Pflichterfüllung verwandelt.

Und erblickt er in dieser Verwandlung das liebevolle Walten einer väterlichen Hand, die ihn hält und durch das Leben leitet, so gibt er auch gern der **[31]** Ueberzeugung Raum, daß sie ihn weder fallen lassen werde noch könne, wenn der Tag der irdischen Wanderschaft sich einst zu Ende neigt. Der Tod bringt ihm nicht Vernichtung, sondern Verwandlung, und mit ruhelosem Forschen sucht er den Schleier zu lüften, der zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen hier und dort seine Falten schlägt.

Je erfolgloser dieses Forschen ist, desto mehr fühlt er seine Nichtigkeit gegenüber der Macht, die ihn ins Dasein rief. Er kann ihr nichts vorschreiben, nichts befehlen; er darf nicht fordern und verlangen, sondern nur bitten und flehen und ist für jede Erfüllung seiner Wünsche das Opfer kindlichen Dankes schuldig: – e r b e t e t .

Doch nicht im Worte ruht die Macht des Gebets, sondern im Glauben, der, wenn er der rechte ist, dem Ruf folgt: „Kommt, laßt uns Taten tun!“ Und die schönste, die größte, die fruchtreichste Tat heißt Arbeit. Sie allein macht uns geschickt, die Stufen des Daseins emporzuschreiten zur Vollendung, in der die Seligkeit liegt. Kein Kniebeugen, kein Händefalten, kein Augenverdrehn bringt uns zur Vollkommenheit; aber wenn der denkende Geist mit der kräftigen Faust sich vereint zu regem, Gott wohlgefälligem Wirken und Schaffen und der Schwall der Arbeit aus allen Richtungen zusammenflutet zu einem Strom, der brausend seine Flut zum Himmel trägt, dann stehn wir mitten in der rechten Erfüllung unsrer Aufgaben. Bete und arbeite, das heißt: bete, indem du arbeitest. Arbeit ist das beste Gebet!

[3] Aus „Schacht und Hütte“, Jahrgang 1878. In „Schacht und Hütte“ veröffentlichte Karl May seine „Geographischen Predigten“. Daneben erschienen auch andre Aufsätze von ihm. Die vorliegende kleine Betrachtung ist ganz auf den Ton der „Geographischen Predigten“ abgestimmt. Die Herausgeber.

[(32)]

Ich will zurück

(G l a u b e n s h e i m a t) [4]

Von Karl M a y

Ich will zurück! Auch ich ging wie die andern
Hinaus ins Leben, in die weite Welt,
Doch nirgends bot sich mir bei meinem Wandern
Die rechte Stelle für ein kleines Zelt.
Es störte mich das Locken und das Prahlen
Mit nichtgem Tand, mit eitlem Trug und Schein;
Ich wollte nicht das Blei mit Gold bezahlen
Und meinen Himmel nicht der Erde weihn.

Ich will zurück! Ich sehe rings ein Trachten
Nach Zielen, die nicht meine Ziele sind.
Ich will zur Heimat; mag man mich verachten,
Daß ich da sein will, wo ich war als Kind.
Ich will zurück zu jenen sel'gen Tagen,
Wo ich an dich und deiner Engel Schar
So innig glaubte, ohne viel zu fragen,
Und nur dein Kind und gar nichts andres war.

Ich will zurück! Ich bin des Hastens müde
Nach Flitterkram, nach gleißnerischem Ruhm.
[33] Sei du mein Stab; führ' mich durch deine Güte
Zu meiner Kindheit süßem Heiligtum!
Ich sehe ja, dies Trachten und dies Dichten
Bringt nicht das wahre Heil, das wahre Glück;
Ich will so gern, so gern darauf verzichten
Und kehr' in meine Jugendzeit zurück.

Ich will zurück! Ich sehne mich nach Ruhe,
Und diese find ich nur und nur bei dir,
Denn was ich für das Zeitliche hier tue,
Das rächt sich an dem Ewigen in mir.
Ich will zurück, mein himmlischer Berater;
Ich bin so gern dein Kind, so gern noch klein.
Du warst des Knaben Schutz und Schirm und Vater
Und sollst es auch, wenn ich einst sterbe, sein! – –

[4] Auf der Orientreise 1899/1900 „auf dem Dache unter Sternenschein und fliegenden Sternschnuppen" entstanden.

[(34)]

Der „Jugendverderber“

Ein Briefwechsel

Berlin, den 10. April 1906.

Sehr geehrter Herr May!

Ich bin ein eifriger Leser Ihrer werten Bücher. Am meisten haben mich die Bücher „Winnetou“ und „Weihnacht“ interessiert. In dem letzteren hat mir besonders das Lied „Ich verkünde große Freude“ gefallen. Da dieses nicht ganz im Buche steht, so bitte ich Sie, mir dasselbe vollständig zu schicken. Aber noch eine andere große Bitte habe ich an Sie. Ich bin nämlich durch Ihre Bücher bewogen worden, zum Christentum überzutreten. Nun weiß ich nicht, auf welche Weise ich dies meinem Vater mitteilen soll. Nun bitte ich Sie, mir aus der Klemme zu helfen, indem Sie an meinen Vater schreiben. Wenn Sie die große Güte besitzen wollen, an meinen Vater zu schreiben, so bitte ich Sie, diesem Brief das Lied beizulegen. Indem ich Sie um baldige Antwort bitte, verbleibe ich mit vielen Grüßen

Ihr

Herbert Friedländer,

Berlin S. 42,

Wassertorstr. 41, III.

[35]

Radebeul, 13. April 1906.

Mein lieber, guter Junge!

Du bist durch meine Bücher bewegt worden, zum Christentum überzutreten? Es freut mich sehr, daß diese Bücher Dein Herz bewegt haben, aber Du kennst noch nicht einmal den Glauben Deiner Väter und den Christenglauben noch viel weniger. Wie kannst Du da reif genug sein, zwischen ihnen wählen zu dürfen? Ich sage Dir als aufrichtiger und gewissenhafter Christ: der Glaube Deiner Väter ist heilig, ist groß, edel und erhaben. Man muß ihn nur kennen und verstehen. Einen solchen Glauben wechselt man nicht einiger Bücher wegen und noch viel weniger des Geldes oder des Geschäftes wegen. Du bist noch viel zu jung und zu unerfahren. Nur im reifen Alter und nach langen Kämpfen und Erfahrungen gewinnt der Mensch die Einsicht, die dazu gehört, einen solchen Wechsel vorzunehmen.

Aber lies meine Bücher in Gottes Namen weiter! Sie sind nicht etwa nur für Christen, sondern überhaupt für alle geschrieben, die das Ziel der edlen Menschlichkeit vor Augen haben. Denn glaube mir, mein lieber Junge: es kann keiner ein guter Christ oder ein guter Israelit sein, der nicht vorher ein guter Mensch geworden ist. Werde brav und gut, und glaube an Gott! Du bist zu aller Zeit sein Eigentum, sein Kind.

Sei stets aufrichtig gegen Deinen Vater und grüße ihn von mir! Schreib auch mal wieder.

Dein

Karl May.

[(36)]

Der Wanderer

Von Fritz B a r t h e l

©

[(43)]

An May

©

Geschrieben 30. Juli 1905.

Amand v. Ozoróczy.

[(45)]

Karl Mays sittliche Großtat

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Es gibt wenige Bücher, die mich zu so nachhaltigem Denken angeregt haben, wie die in der Sozialistischen Bücherei erschienene kleine Broschüre von rund 90 Seiten Umfang, die Dr. Karl Nötzel unter dem Titel: „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“ im Jahre 1919 herausgegeben hat (München, Musarion-Verlag).

Während ich sie las, mußte ich beständig an Karl May denken. Es ist, als wäre sie zu seiner Rechtfertigung und Ehrenrettung geschrieben, obgleich sein Name darin nie genannt wird, Dr. Nötzel von ihm vielleicht gar nichts weiß. Dieser hat seine über zwei Jahrzehnte ausgedehnten Studien, die ihn zu der Erkenntnis führten, daß das Verbrechen eine soziale Erscheinung ist, zumeist in Rußland gemacht. Sein Denken ist ersichtlich durch Dostojewski und Gorki beeinflußt. Er ist ein Mann von tiefem sittlichen Ernst und von einer unbegrenzten Menschenliebe, die ihn zum Gegner jeder Klassenbewegung und zu einem begeisterten Vorkämpfer sozialer Gerechtigkeit gemacht hat[5]. Im alten Staate war es unmöglich, den gesellschaftlichen Wurzeln des Verbrechens **[46]** bis zu einer gewissen Tiefe nachzuspüren, ohne an staatliche Fundamente zu rühren und in den Ruf eines Umstürzlers zu kommen. Heute ist dem sozialistischen Gedanken die Bahn frei, und so durfte Nötzel hoffen, daß seine auf Achtung der menschlichen Persönlichkeit gerichteten Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Strafrechts Gehör, Verständnis und praktischen Erfolg finden werden.

Was Nötzel auf dem Wege gelehrter Forschung und wissenschaftlicher Erkenntnis gefunden hat, gleichsam als ein Außenstehender, den freilich seine Menschenliebe und sein tiefes Einfühlungsvermögen zu einem Mitwissenden und Mitleidenden gemacht hat, das alles teilt Karl May teils in seinen Selbstbekenntnissen (Bd 34 der Ges. Werke „Ich“), teils in all seinen Werken als deren Anlaß und Grundstimmung als eignes Erlebnis mit. So ergänzen sich beider Männer Arbeiten wie Theorie und Praxis.

Ich wünschte, Dr. Nötzel fände sich bereit, eine Seelenanalyse Mays zu veröffentlichen. Er würde uns Aufschlüsse geben, zu denen heute kaum ein zweiter so berufen wäre. Diese Aufschlüsse würden nach meiner Ueberzeugung Karl May nicht nur in jeder Hinsicht gegen den Vorwurf der moralischen Minderwertigkeit schützen, sondern ihm sogar einen Platz unter den sittlichen Größen der Menschheit sichern, würden also das Schuldverhältnis völlig umkehren, wie ich das schon in meiner Schrift „Gerechtigkeit für Karl May!“ versucht hatte, nämlich Karl May jeder Schuld frei und ledig sprechen, die Gesellschaft aber und seine persönlichen Feinde und Verkleinerer unter härteste Anklage stellen.

[47] Ich weiß, daß Verehrer Karl Mays den lebhaften Wunsch haben, von seinen Jugendverfehlungen, die ihn jahrelang in Haft gebracht haben, möge nicht mehr die Rede sein, er habe selbst schwer genug darunter gelitten und mit seinem Tode sei alles ausgeglichen und getilgt. Diese seine Freunde erweisen ihm aber damit den schlechtesten Dienst: denn das ist ja gerade der Inhalt und die sittliche Großtat seines Lebens, daß er sich aus der Verzweiflung und aus dem Schmerz über ungerechte, entehrende Strafe – denn ungerecht war sie nach dem Urteil psychiatrisch geschulter Rechtsgelehrter – und im Kampf gegen noch ungerechtere Mißachtung von seiten der bürgerlichen Gesellschaft zu seinem geläuterten Willen und Wirken emporgerungen hat. Damit hat er der Menschheit ein leuchtendes Beispiel gegeben; damit sich erst das Recht erworben, ein Volkserzieher großen Stils zu sein.

Karl May war nie ein Verbrecher, aber man stempelte ihn dazu und glaubte sich obendrein noch berechtigt, ihn sein Lebenlang als einen Gestempelten zu mißachten. Er lebte als Kind unter den ungünstigsten sozialen Verhältnissen in der Gesellschaft von Trinkern und Zotenreißern. Die Schuld an seinem moralischen Fall ist also durchaus auf die abzuwälzen, die ihn in so schädliche Verhältnisse gestoßen hatten, auf die Gesellschaft. Diese aber bestrafte den Unschuldigen und verließ ihn in der Hilflosigkeit, da, wo sie helfen und retten sollte, bemühte sich sogar, ihm seine in langer Haft schwer erschütterte Selbstachtung völlig zu zertreten.

Während nun bei der Mehrzahl der chronisch-sozial **[48]** Erkrankten die Lebenskurve durch die Worte „Besserungs-, Straf- und Irrenanstalt“ gekennzeichnet wird, während sonst die Rückfälligkeit 40-80 Grad

[5] Vgl. seine Schrift: „Einführung in den Sozialismus ohne Dogma.“ München, Musarion-Verlag 1919.

erreicht, stellt sich die Lebenskurve bei May so dar: Strafanstalt mit tiefster seelischer Erschütterung und siegreichem Aufstieg zu höchsten Lebensaufgaben, gewaltige Arbeit zur eignen und der Menschheit Veredlung, Verzicht auf jeden Vergeltungsgedanken und versöhnliche Stimmungen beim Hinscheiden. Sein ganzes Leben ist seitdem erfüllt von dem Wunsche, seinen Mitmenschen die seelischen Qualen zu ersparen, unter denen er sein Martyrium durchgekämpft hat, und deshalb drängt er, wie Karl Nötzel, auf eine Neugeburt der Menschheit von tierischen Selbstsüchtlingen zu liebevollen Edelmenschen, drängt im besonderen auf eine Reform unsres Strafrechts, die auch Nötzel für die dringlichste, „unaufschiebbare“ Aufgabe unserer Tage hält.

Man hat spöttisch von Karl May als einem „Verbrecher als Erzieher“ gesprochen. Nötzel, der das schwerlich gelesen hat, spricht in vollstem Ernste davon, daß (S. 78) „der Verbrecher, der heute unser Opfer ist, noch unser Erzieher werden kann“. Und er begründet das so: „Denken wir seinem Gewordensein nach, so begreifen wir erst, wo unsere Selbstsucht sich betätigt, wo sie im Stillen wirkt und sich gerechtfertigt glaubt, weil uns nämlich die von ihr Betroffenen gar nicht zu Gesicht kommen – oder, wenn sie uns zu Gesicht kommen, uns lediglich dazu dienen, uns selbst höher zu achten als wir uns achten könnten, wenn wir nur auf uns allein hinblickten.“ – „Nirgends bietet sich **[49]** eine greifbare Handhabe, in das Abgrundtiefe der sozialen Wirkungen unseres persönlichen Selbstbewußtseins hineinzuleuchten, als gerade in einer vorurteilslosen Betrachtung des Verbrechens als einer sozialen Tatsache.“

Es beweist wenig Klugheit der sozialistisch gesonnenen Hamburger Lehrer, daß sie – ohne jeden Erfolg! – Karl Mays Schriften auf den Index zu setzen suchten. Sie hätten erkennen müssen, daß er einer der wirksamsten Vorkämpfer der sozialen Ideale ist. Wenn sie das nun nicht glauben wollen, so mögen sie es sich von Dr. Nötzel beweisen lassen, an dessen sozialistischer Gesinnung und Betätigung sie schwerlich zweifeln werden. Daß nun gar der sozialistische Stadtrat von Wien in denselben Fehler verfallen ist, obgleich doch inzwischen die Wertung Mays einen starken Umschwung zum Guten erfahren hatte, das beweist der Mit- und Nachwelt nur, daß der Parteifanatismus ihn völlig blind gemacht hat. Sie kommen mir vor wie Irre, die ihren Arzt erschlagen; denn der richtig verstandene May ist einer der wirksamsten und vorbildlichsten Sozialisten, freilich der Edel-, nicht der Radau- und Rauf-Sozialisten.

Ich lese mit Vergnügen, daß sich die österreichische Schuljugend um die Verfemung Mays nicht kümmert und dem weisen Stadtrat zum Trotze nun erst recht seine Schriften liest. Die Menschlichkeit lernt nichts aus der Geschichte und wird nicht klüger: kaum sind die einen Tyrannen gestürzt, so ziehen die neuen ein und treiben die Tyrannei noch toller. Immer wieder derselbe Mißbrauch physischer Gewalt! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre.

[(50)]

Weshalb gehört Karl May in die Gefangenenbüchereien?

Von Strafanstaltslehrer Heinrich Glatzel
Berlin-Moabit

Der Streit um Karl May ist allmählich in den Abschnitt ruhiger, sachlicher Betrachtung getreten. Als um die Jahrhundertwende auf katholischer Seite eine idealgemeinte Literaturbewegung mit unbestritten sachlichen Zielen unter Führung Karl Muths einsetzte, als dieser es unternahm, den deutschen Katholiken ins kritische Gewissen zu reden, in dem Bemühen, den literarischen Geschmack zu veredeln und abwägendes Verständnis zu wecken, da trat u. a. auch der vielgelesene Reiseschriftsteller Karl May in einer Folge von Betrachtungen auf – und damit war das „Karl-May-Problem“ gegeben. Zünftige Literaten, die in der gewaltigen Verbreitung der Mayschen Schöpfungen eine falsche Einschätzung ihrer eigenen Muse erblickten, der besorgte Kritiker und Aesthet, der in überheblicher Selbstherrlichkeit einer Schriftengattung ohne gewisse unwägbare Werte jede Geltung absprach, Pädagogen und Philister, die in spannenden Abenteuerromanen höchste Gefahr für Jugend und Volk witterten, sie alle hatten anscheinend nur auf ein Signal gewartet, um ihrem gekränkten **[51]** Empfinden in einer Flut gehässigster Angriffe und Schmähschriften Luft zu machen. Lange Jahre hindurch ist der unerfreuliche Feldzug gegen May in Formen geführt worden, die der nun einmal in Fluß gekommenen Bewegung nicht zur Ehre gereichten. An die Stelle sachlicher Beurteilung trat persönliche Kritik, positive Methode wich der negativen, die Ethik der Schriften Mays wurde im Eifer sittlicher Entrüstung einzig unter dem Gesichtswinkel des angeblich moralisch minderwertigen Menschen May bewertet usw. –; kein anderer deutscher Schriftsteller hat jemals eine ähnliche schimpfliche Zergliederung seiner Person und seines Schaffens ertragen müssen. Erst die tiefgründigen Untersuchungen eines Droop, Gurlitt, Schmid, Ma[h]rholz haben das gesamte Lebenswerk Karl Mays mit strenger Objektivität und reichem Tatsachenmaterial von allen Seiten kritisch beleuchtet und in dankenswerter Weise eine gerechte Wertung dieses fruchtbaren Schriftstellers eingeleitet. Nach und nach sind die gegnerischen Stimmen verstummt; die Millionen der Verehrer Mays erfahren, daß sie sich in der besten Gesellschaft befinden.

Auf die unaufhörlichen Bemühungen, das Ansehen Karl Mays, Schöpfer und Werk, zu vernichten, hat die große Masse, das Volk, die nicht mißverständliche Antwort gegeben: es begehrt, liest und genießt die Schriften des Vielgelästerten mehr als zuvor und bekennt so aus gesundem Urteil heraus, dem literarisch-ästhetischen Streite fern, daß Schöpfungen wie die eines Karl May eine unersetzliche Notwendigkeit für seine literarischen Bedürfnisse bilden.

[52] Mit dieser Feststellung bin ich dem Thema meines Aufsatzes näher gekommen. Mays Wirkung ist da, sie liegt vor aller Augen in der beispiellosen Verbreitung seiner Reiseerzählungen in Millionen von Bänden. Und diese Schriften werden nicht nur gekauft, um nach der Bestimmung unserer „Klassiker“ in vielleicht kunstvollen Luxusbänden auf dem Sims der guten Stube zu prunken, nein, sie werden begeistert gelesen, man genießt sie im edlen Sinn guter Volksliteratur. Wer beruflich mit der breiten Masse in ständiger, mehr als loser Berührung steht, wer bei der Gabe des Einfühlens in ihr Denken und Empfinden eine gewisse Witterung für ihre notwendige geistige Ernährung erworben hat, erkennt in der Volkstümlichkeit eines Karl May eine durchaus natürliche Erscheinung: das Volk findet eben in den Mayschen Schriften die Merkmale vereint, die von einer guten Volksliteratur nach dem Gefühl des Volkes erwartet werden. Daß der Literaturkritiker und Aesthet mit zünftigem Maße mißt und nach anderen Grundsätzen bewertet, ficht die breitesten Schichten des Volkes in ihrer gefühlsmäßigen Beurteilung wenig an. Für uns alle, die wir von Amts oder Berufs wegen, als Leiter von Schul-, Jugend-, Volks- und Gefangenenbüchereien oder in sonstiger Eigenschaft Jahrzehnte hindurch die Freude haben beobachten können, die Karl May dem Volke in allen Lebenslagen bereitet, hat eine Karl-May-Frage im landläufigen Sinne nie bestanden. Die starke Wirkung der Mayschen Reiseerzählungen ist uns niemals zweifelhaft gewesen, und gegenüber der Ablehnung durch eine gewisse Richtung in der Volks- und **[53]** Jugendschriftenbewegung, die in weltfremder Anmaßung die recht eigene Jugend- und Volksliteratur in starre Form und Zwang einengen möchte, haben wir uns für weiteste Verbreitung der Mayschen Werke mit dem ganzen Gewicht unseres auf Erfahrung und Beobachtung fußenden Urteils eingesetzt.

Weshalb verdient nun Karl May diese Förderung? Ich stelle die Frage in dieser positiven Form, nachdem

ich in den einleitenden Ausführungen meinen Standpunkt klar auf Seiten der Freunde Karl Mays festgelegt habe. Dabei ist mir keineswegs verborgen, daß, neben ernsthaften Literaturkritikern, anerkannte Autoritäten der Pädagogik sich heute noch gegen Karl May erklären, aus Bedenken, die ich nicht teilen kann. In den Karl-May-Jahrbüchern der letzten Jahre hat der Karl-May-Verlag eine beträchtliche Anzahl von Beiträgen aus berufener Feder veröffentlicht und teils gewichtige Stimmen zu Wort kommen lassen, die in zwangloser Reihenfolge eine Klärung des Verhältnisses zu Karl May erreichen sollen. Wenn ich diese Arbeiten richtig verstehen, so sind sie in ihrer Mehrzahl bestimmt, vor allem die auch heute nicht geringen Kreise der Gegner Karl Mays überzeugend zu unterrichten, sie von ihren Vorurteilen und ihrer Leidenschaft zu heilen. Es handelt sich hier offenbar um eine literarische Ehrenrettung des toten Schriftstellers. Längst Bekanntes wird unter den verschiedensten Gesichtspunkten von Frauen und Männern in veränderter Form vorgetragen; Neues kann kaum noch geboten werden. Mein Stoffgebiet hat auch schon Bearbeiter gefunden, **[54]** wenn ich als bekannt vorausschicke, daß die Gefangenenbücherei immerhin unter den Volksbüchereien mit weit gezogenem Benutzerkreise zu nennen ist. Einzig die bestimmte Fragestellung der Ueberschrift erfordert ergänzende Ausführungen zu dem bereits aus anderem Munde früher Gesagten.

Ich habe weder die Absicht noch das Bedürfnis, in eine ästhetisch-kritische Wertung der Schriften Karl Mays einzutreten, weil ich mich zu einer solchen Aufgabe am allerwenigsten berufen fühle. Mich reizt vielmehr die psychologische Bedeutung zu nachfolgender Analyse. Die Lektüre in Gefängnissen wie in geschlossenen Anstalten überhaupt beansprucht in dem geistigen und seelischen Leben ihrer Lesergemeinde eine besondere, eine eigenartige Stellung, die von dem Außenstehenden keinesfalls ohne weiteres erkannt wird. Der freie Mensch erlebt täglich, stündlich das eine, das andere; kaleidoskopartig wechseln die zahlreichen Eindrücke, die ihm die Sinne vermitteln. Bald in ruhigem, abgeklärtem Genießen, bald im Taumel und Rausch von Vergnügungen, hier in beschaulicher Betrachtung der Wunder der Natur, dort im Jagen und Hasten des Gewühls der Großstadt: der freie Mensch sieht, hört, fühlt, denkt, er lebt und erlebt. Selbst für die Tausende und Abertausende, die in harter Werktagsfron unter dem Joch gleichförmiger, mechanischer Arbeit seufzen, bringt die köstliche Muße immer noch Eindrücke und Erlebnisse aller Art in Hülle und Fülle. Ablenkung, Anregung allenthalben, für Geist und Gemüt, wofern der Mensch nur will. In der Gefangenschaft dagegen wird das Leben des Menschen arm und leer. Hier gibt es wenig oder gar **[55]** kein äußeres Erleben. Man stelle sich einen Zellengefangenen vor, in seiner engen, kahlen Welt, an der der Strom des Lebens fern vorüberfließt und in die von der Außenwelt nur ein schmales Stück Himmel hineinblickt, in Zwang und Regel eingeengt, einsam bei ewig gleichmäßiger, abstumpfender Arbeit. Man versuche sich einzufühlen in das Bedrückende der dunkel verschleierten Zukunft, in die schweren Eindrücke mißlicher Familienverhältnisse, an denen der Gefangene nichts ändern kann, in das Verworrene, Ungeklärte und Unharmonische seines Seelenzustandes … und man erkennt sogleich, wie leicht da der Geist verdorrt und verödet. Dieser Gefahr muß beizeiten eine wirksame Abhilfe entgegenarbeiten, die der neuzeitliche Strafvollzug neben andern Einflüssen in der durch die Gefangenenbücherei vermittelten Lektüre bietet.

Es leuchtet somit ein, daß man bei den Gefangenenbüchereien alle sonstigen guten Absichten und Ziele vorerst beiseite lassen muß und sich auf den Standpunkt zu stellen hat: die Bücher sollen dem Gefangenen zunächst nichts anderes bringen als Freude. Sie sollen ihn unterhalten, seine Gedanken und Phantasie beschäftigen und beleben, sie sollen ihm behilflich sein, die immer mehr der Versumpfung verfallenden Wasser seiner Seele in lebendigem Fließen zu halten. Mit dieser psychologischen Einstellung ist die Aufgabe einer gut geleiteten Gefangenenbücherei umschrieben: sie hat vor allem eine ausreichende Zahl guter Unterhaltungsbücher zu sammeln. Wir wollen den Gefangenen Bücher geben, an denen sie Freude haben und die ihnen inneren Gewinn bringen, ohne **[56]** sie es immerfort merken zu lassen, daß sie der Gegenstand erzieherischer Bemühungen sind. Die besonderen Verhältnisse lassen es freilich nicht zu, dem Gefangenen die Wahl seiner Lektüre ohne Beschränkung freizugeben; der Quell soll rein sein, aus dem er schöpft, destilliertes Wasser aber soll man ihm doch nicht reichen. Die Lektüre hat nicht den Zweck, in den Stunden, in denen er sich selbst angehört, das Werk der Erziehung noch weiter im Fortgang zu halten, sondern die Lektüre soll ihn unterhalten, und sie soll ihm, wie der Sonnenschein ein dunkles Zimmer plötzlich hell und freundlich macht, Freude in sein verdunkeltes und getrübtes Leben bringen. Hat er solche Freude einmal erlebt, so wird er sie wieder suchen, und es wird ihn leise, aber mit immer stärkerer Gewalt aus seiner Welt zu einer schöneren hinziehen und von geringeren Geistern zu wertvolleren locken. Er wird nicht allein nach Unterhaltung begehren, sondern Bereicherung seines Innenlebens suchen, und er wird sie

nicht umsonst suchen. Und vielleicht gelangt er endlich dahin, nur noch an dem Allerbesten und Schönsten und Tiefsten Freude und Genuß zu haben und also die Stufe der Bildung zu erreichen, daß er fähig ist, der Gesellschaft unserer besten und größten Geister froh zu werden und ganz und gar unfähig, die Gesellschaft niederer Menschen und schlechter Bücher zu ertragen.

Zu diesem höchsten Ziel muß aber auf der untersten Stufe der Grund gelegt werden, und damit bin ich wieder bei den Unterhaltungsbüchern angelangt. Heute gilt allgemein der Grundsatz, daß das Beste für die Anstaltsbücherei gerade gut genug ist. Dem **[57]** Gefangenen ist nur das Wertvolle, sie wirklich Fördernde aus der Bücherwelt zur Lektüre zu geben. Darf man nun ohne Anmaßung die Schöpfungen eines Karl May zu diesem Wertvollen, Bereichernden rechnen? Ich antworte unumwunden mit einem überzeugten „Ja“. Damit nehme ich eine Stellung ein, die sich mit m a n c h e r gesinnungstüchtigen gegenteiligen Wertung in offenen Widerspruch setzt. Die Kreise der Strafanstaltsbeamten haben sich, soweit ich unterrichtet bin – ich bin nunmehr 23 Jahre im Gefängnisdienst tätig – am Karl-May-Rummel wenig oder gar nicht beteiligt. Nur ein zufälliger Blick in die Sparten einer Zeitung oder Zeitschrift in den letzten beiden Jahrzehnten hat uns mit dem bekannt gemacht, was andere für oder gegen Karl May sich von der Seele herunter schrieben. Zu einer eigenen Stellungnahme seitens maßgebender Stellen des Strafvollzugs hat sich die früher lose Teilnahme an Karl May meines Wissens niemals verdichtet. Es ist auch nicht weiter auffällig, daß beim erstmaligen Versuch der Aufstellung eines für das ganze Gefängniswesen gültigen Musterverzeichnisses vor etwa 15 Jahren bei den empfohlenen Reisebeschreibungen Karl May keine Erwähnung findet. Der belehrende bildende Teil dieser Schriftengattung war gegenüber dem unterhaltenden unverhältnismäßig und einseitig betont. So hatte man damals im allgemeinen noch eher Verständnis für astronomische und physikalische Erdbeschreibungen, Entdeckungsfahrten, Weltreisen, Seeabenteuer, Jagdgeschichten aus aller Welt mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien, allgemeine Länder- und Völkerkunde mit aufdringlichem **[58]** Ballast wissenschaftlicher Untersuchungs- und Forschungsergebnisse, in der Gesamtheit Werke, womit der Durchschnittsgefangene noch heute wenig oder gar nichts anzufangen weiß. Neben streng religiös und sittlich gehaltenen Erzählungen, Biographien frommer Menschen, Darstellungen vaterländischer Helden und Staatsmänner blieb die Lektüre der Gefangenen von alters her im Zusammenhang mit den Anschauungen von Wesen und Zweck der Strafe allzu lange ängstlich umgrenzt. Unter der Vorherrschaft der Abschreckungs- und Vergeltungstheorie im Strafvollzug konnten das zarte Unterhaltungsbuch, romantische, exotische und spannende Geschichten lange Zeit nicht zu Ehren kommen. Erst als der Erziehungsgedanke im Strafwesen mehr und mehr wirksam wurde, als man versuchte, die verschlungenen Irrwege des menschlichen Seelenlebens mit scharfer Sonde zu erfassen, die Wurzel des Uebels und der Leidenschaft zu erkennen, die geistigen Nöte zu verstehen, hat eine zweckmäßige lebensvolle Entwicklung auf der ganzen Linie eingesetzt, in deren Verlauf die Anstaltsbücherei die ihr gebührende Stellung als wesentliche Beihilfe in der geistigen und seelischen Beeinflussung der Gefangenen errungen hat. Heute trifft der Leiter der Bücherei in voller Unabhängigkeit nach freiem Ermessen die Auswahl der Schriften. Je reicher seine Kenntnis der Gefangenenpsyche, je schärfer und treffender sein Urteil über die Wirkung der verschiedensten Bücher, je vielseitiger die Erfahrungen und Beobachtungen im Umgang mit seinen Pfleglingen, desto befähigter wird er, eine geeignete Sammlung von Werken unter Beachtung **[59]** der unterschiedlichen geistigen Bedürfnisse entstehen zu lassen. Und nicht zu vergessen: *Variatio delectat*.

Wenn ich die Aufgabe einer gut geleiteten Gefangenenbücherei dahin umschrieben sehen möchte, daß sie neben andern Einrichtungen wirklich der Förderung der geistigen, ethischen und religiösen Besitztümer des Gefangenen, ja der Erhaltung seiner Lebenskraft überhaupt zu dienen hat, so sind mit dieser Bestimmung sogleich die Richtlinien für die Wahl der Bücher gegeben. Daß die Bücher einer Gefangenenbücherei in einer edlen und reinen Weltanschauung wurzeln sollen und daß der Schmutz in der Literatur, alles, was der guten Sitte, der vaterländischen Gesinnung, der Religion widerspricht, in einer Gefangenenbücherei keine Stätte finden darf, versteht sich von selbst. Vielleicht darf man dazu noch die Einschränkung machen, daß pessimistisch gefärbte Bücher, Werke voll dunkler Schwermut und voll trüber, müder Gedanken mit großer Vorsicht gewählt werden sollten und daß mit noch größerer Achtsamkeit bei ihrer Ausgabe verfahren werden muß. Es ist nicht gut, die niederdrückenden Einflüsse der Strafe noch weiter zu vermehren und das ohnehin umnebelte Gemüt noch tiefer zu umschleiern. Das Augenmerk sollte vielmehr auf sonnige Bücher gerichtet sein, oder wenigstens auf ermutigende und stählende Lektüre, auf Werke, in denen die Mißklänge in einem

die Seele befriedigenden Ausklange gelöst und die äußeren Hemmungen des Daseins, wenn auch nur in innerlicher Ueberwindung, siegreich bezwungen werden. Auch der Humor sollte als willkommener Gast begrüßt **[60]** werden, er ist ja ein Born der Freude und ein Quell der Genesung.

Bücher mit solchen Merkmalen und vielseitigen Vorzügen liegen in den Mayschen Schöpfungen mit wechselnden Werten vor – darum möchte ich Karl May in der Sammlung der mir unterstellten Anstaltsbücherei nicht missen, darum auch liebt sie der Gefangene vor anderen. Diese Verehrung beschränkt sich nicht etwa auf jugendliche Personen im Alter von 18 – 20 Jahren oder erwachsene Gefangene, die mit geringer Schulbildung die Aufnahmefähigkeit nur für einfache Stoffe besitzen; nein, an Karl May erfreut sich heute immer noch das Volk in seiner Gesamtheit, die verschiedensten Gesellschafts- und Berufsschichten ohne Altersgrenze, die mannigfachsten Bildungselemente, sie alle gehören zur Lesergemeinde Old Shatterhands. Zugegeben sei, daß das Bedürfnis, Karl May zu lesen, bei einem so verschieden gearteten Leserkreise unterschiedlichen Gründen entspringt; in diesem Zusammenhang bewegt uns der Umstand weiter nicht. Der Hauptbestandteil derjenigen, welche die Gefängnisse regelmäßig bevölkern, wird von der breiten Masse des Volkes gestellt – die unteren, sozial schwächeren Schichten der Bevölkerung, die Stiefkinder des Glücks, bilden die Mehrheit der Insassen, wenn auch die untröstliche wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Kriegs- und Nachkriegszeit, verflachte Moral und verwirrtes Rechtsempfinden laufend einen steigenden Prozentsatz von Angehörigen des Mittelstands sowie höherer Gesellschafts- und Berufsschichten in unsere Strafhäuser führt, Fälle, die in früheren Jahrzehnten als seltene **[61]** Einzelentgleisung in Erscheinung traten. Es ist mir von jeher zur lieben Gewohnheit geworden, mich bei meinen Gefangenen gesprächsweise, gleichsam nebenher, ohne eine Absicht zu verraten, über die Art ihrer bisherigen Lektüre sowie ihrer Lieblingsautoren zu unterrichten. Verbietet bei solcher Umfrage die natürliche Scham auch manchem der neuen Schützlinge zu gestehen, in welch erschreckendem Umfang er die typische Schund- und Schmutzliteratur, vom harmlosen Abenteuer- und Detektivroman angefangen, in gerader Linie über die berauschenden Narkotika von Würgen, Stehlen, Rauben, Morden, Brennen hinweg bis zum lüsternen großstädtischen Sittenroman jahraus, jahrein verschlungen hat, so erfährt man anderseits von vielen Gefangenen, jüngeren und reifen Personen, mit auflodernder Begeisterung, wieviel köstliche Stunden ihnen neben guten Erzeugnissen der schöngeistigen Literatur Karl May stets bereitet hat. Und mit dieser Erklärung finden sie gleich die erwünschte Gelegenheit, ihren Wunsch auszusprechen, die May-Lektüre hier fortsetzen zu dürfen.

Bei der Ausgabe der Mayschen Reiseerzählungen habe ich zunächst die auf starke stoffliche Lektüre erpichten Leser der ersten Gruppe im Auge. Dem Gift der Schundschriften mit ihren verheerenden Wirkungen auf Geist, Charakter, Phantasie und Gemüt, die vielfach in absoluter Hemmungslosigkeit, immer aber in sinnfälliger Erschütterung der gesunden Widerstandskraft zutage treten, bieten die Mayschen Romane das wirksamste Heilmittel, dessen Dauereinwirkung auf die formelle und materielle Charakterbildung gewiß im Rahmen von Zweck und Ziel der **[62]** Strafe zu suchen ist. Mays Stoffe sind kerngesund: Kampf in der Gestalt gehäufter Abenteuer, Arbeit und Leiden, Naturgenuß, Naturbeherrschung, Spiel und Freuden ohne Rausch und Taumel, andächtige Uebungen im Geiste gläubiger Gottesfurcht – alles Stoffe, die der Erfahrung oder zumindest den Gedanken des Lesers vertraut und deshalb verständlich sind. Dem seelisch ausgehungerten Gefangenen kommt die unerschöpfliche Erfindungsgabe Mays, der Schwung und die Kraft seiner Phantasie, der lebendige Fluß der Handlungen, ständiger Szenenwechsel, humorvolle Bilder und die fesselnde Darstellung gleichsam erlösend entgegen – solche unterhaltende Vorzüge gewinnen seine Herzen. Er vergißt die Oede seines Daseins, die dunkle Gegenwart für eine Weile; aus seinen engen Mauern wandert er in eine schönere und freiere Welt. Willig folgt er den Spuren Old Shatterhands und Kara Ben Nemsis in unbekannte Erdteile. Mit greifbarer Deutlichkeit erstehen vor seinem geistigen Auge exotische Naturbilder von bezaubernder Pracht. Landschaften, Völkerstämme, Städte, Einzelmenschen … er lebt in ihnen, unter ihnen, mit ihnen; die Wagnisse, Kämpfe, Gefahren und bunten Wechselfälle des Helden werden die seinigen – er findet endlich, von sicherer Hand geführt, aus dem Irrgang seines eigenen schwachen Menschentums heraus, den Weg zur Erkenntnis des Guten, Edlen und Schönen, das im Widerstreit ungleicher feindlicher Kräfte für den gerecht Handelnden auf die Dauer obsiegen muß.

Kampf und Gefahr sind das Leben des Verbrechers, Mißerfolge und Verzweiflung zumeist sein bitterer **[63]** Gewinn. Er steht im Dienst des bösen Prinzips, das ihn über kurz oder lang im Abgrund begräbt. Karl

May gibt ihm den Schlüssel zu seinen bisherigen Fehlschlägen: das Ziel war verfehlt, die Mittel waren falsch und schädlich. Kein Ziel ist unerreichbar, kein Wagnis und Leiden vergebens, kein Hemmnis unüberwindlich; die physischen und sittlichen Kräfte wachsen mit der wachsenden Erschwerung des Vollbringens, und der endliche Erfolg bleibt nicht aus, sofern der Mensch in ehrlichem unverzagten Ringen für den Sieg der gerechten Sache stahlharten Willen aufbringt, edles Menschentum einsetzt. Er wird die Wucht seiner sittlichen Persönlichkeit ausstrahlen und die feindlichen Kräfte in heftigem Kampfe auf die Dauer bezwingen. Unwägbares ist es, das der Gefangene als köstliches Vermächtnis richtunggebend von Karl May empfängt: Einsicht und Selbstvertrauen, gerader Sinn und Beharrlichkeit im Guten.

Wir haben bei uns selbst häufig die Eigentümlichkeit beobachten können, daß der Leser des phantastischen Abenteuerromans sich durchweg mit dem Helden der Erzählung gleichsetzt, um so bereitwilliger, wenn der Held, wie bei Karl May, in der Ich-Form auftritt. Diese Gleichstellung bringt von vornherein ein persönliches inneres Verhältnis zu Held und Fabel zustande und kann nur nützlich werden, wenn der Held, wie bei Karl May, als zäher Streiter im Dienste des Menschheitsideals lebhaft handelnd unsere gespannte Teilnahme hat. Das Maysche „Ich“ ist besonders der Gegenstand schmutzigster Befehdung seiner Gegner gewesen. Was jedem Dichter und Schriftsteller von alters her erlaubt und durchaus **[64]** anerkannt ist, nämlich seiner Vorstellung in der Ich-Form anregenden Flug und Schwung zu geben, soll bei Karl May als eitle Anmaßung, als lügenhafte Selbstverherrlichung gedeutet werden? Mir ist, offen gestanden, als begeistertem May-Leser in den Jünglingsjahren niemals der Gedanke gekommen, als ob der Verfasser nur sein wahres Spiegelbild, nichts als Eigenerlebnisse in dem flach naturalistischen Sinne des treuen Wiedergebens selbsterlebter äußerer Lebensgänge gebe – ich habe schon früh die phantastischen Ich-Darstellungen in dem innerlichen Sinne des Bekennens von eigenen Welt- und Lebensanschauungen im wechselnden Gewand erfundener Fabeln aufgefaßt. May hat uns viel Wahrheit, mehr Dichtung geschenkt, und das war sein gutes Recht. Das Maysche „Ich“ ist keinesfalls „eine Täuschung des Lesers, eine bewußte, Lügen spinnende Irreführung zur eigenen Verherrlichung“. Daß Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi und Karl May in der Entwicklungsstufe vor der später erreichten sittlichen Reife einmal ein anderes Gesicht gezeigt hat, verschlägt nichts – das „Ich“, der Edelmensch Karl Mays lebt und zieht uns machtvoll in seinen Bann.

Im Lichte nachdenklicher Betrachtung wird der glatte Alltagsvorgang zum Gleichnis. Aus den Tiefen der Erinnerung drängen sich Bilder, Geschehnisse, Erleben, Menschen – Vergleiche und Wertungsmaß ergeben sich von selbst mit Welt und Menschen, wie sie uns bei Karl May entgegentreten. Wer Augen hat zu sehen, der öffnet sie und hält sie offen. Ist der Mensch nicht bis in den Kern seines Wesens vergiftet, so wird er jederzeit mit feiner Witterung Tugend **[65]** und Recht als solche erkennen und, sofern er erzieherischen Einflüssen überhaupt zugänglich ist, das Edle lieben lernen. So auch der Gefangene; er erst recht. Triebmäßig fühlt er, daß er sich bei Karl May in guter Gesellschaft befindet, und er betrachtet diese Menschen beschaulich mit fühlbarer Entspannung.

Die Besonderheit der Verhältnisse bewirkt ohnehin, daß der Gefangene sich mit der wenig verstandenen Kunst des Lesens befreundet; die Eindrücke bleiben nicht mehr auf der Oberfläche haften. In der neuen Umgebung, in die er sich auf Monate und Jahre einzuleben hat, greift er nicht mehr ein Buch nach dem andern, um es zu verschlingen, ohne zu verarbeiten. Planloses Viellesen, krankhafte Lesewut hatten seine Phantasie überreizt, den Verstand verkümmert, das Gefühl verödet, den Willen verweichlicht und in verkehrte Bahnen gelenkt. Hier mit e i n e m Wochenbuch lernt er gut lesen, – ganz lesen. Bücher lesen soll ihm ein planmäßiges Sammeln von Gedanken, Vorstellungen, Gefühlen sein. Wenn es aber nicht ein ganzes, sondern ein halbes, ein flüchtiges Lesen ist, dann bedeutet es Zerstreuung und Verwirrung. Bei der in den Anstalten notwendigen weisen Beschränkung des Lesestoffes lernt der Gefangene das lesende Sammeln, die straffe Selbstzucht, das Tauchen in die Tiefe der Gedankenwelt. Er wird sich bei langsamem, vielleicht mehrmaligem Lesen desselben Buches Rechenschaft über das Gelesene geben. Er ist zuletzt nicht mehr bloßer Zuschauer, sondern einer, der im Stillen die Figuren des Dichters nachbildet und dessen Gedankenarbeit in sich wiederholt. Die Kämpfe, die er miterlebt, die Schwierigkeiten, die er anteilnehmend **[66]** überwindet, regen in ihm das Gefühl der Energie an, der Widerstreit der menschlichen Meinungen und Bestrebungen schärft sein Urteil und stellt ihn vor Entscheidungen, die auch für die Beurteilung seiner eigenen Lebensgänge nicht ohne Bedeutung sein können. Der bloße Genuß wird nach und nach in eine heimliche Arbeit verwandelt, unter der sich der Gesichtskreis des Lesers mehr und mehr erweitert und seine

geistigen Kräfte wachsen. Er lauscht der Stimme der eigenen Seele, die mit einem Mal aus ihrem Schweigen und Schlummer aufgeweckt worden ist. So fließt uns mit der Freude, die wir beim Lesen empfinden, zugleich ein Strom der Geistesbildung und Willensstärkung entgegen.

Gewiß: Die Karl Mayschen Erzählungen werden nicht von dem Ernst und der Gedankenschwere getragen, die in tiefen Menschheitsproblemen schürft; sie berühren jedoch Dinge, die den Erfahrungen und Gedanken des einfachen Mannes nicht fremd sind und zwingen den Leser, diese mit den Augen eines Mannes zu lesen, zu dem sie hinaufschauen müssen. Er übersieht die nächsten und wichtigsten Beziehungen und Pflichten des Lebens – ihm wird die Richtung zu einer vertieften und einheitlich gefügten Erkenntnis der Wirklichkeit gewiesen. Die Lektüre der Mayschen Schriften zeitigt eine sittliche Weltanschauung, eine würdige Lebensauffassung. Darin steckt ihr erzieherischer Wert, den gerade wir Strafanstaltsbeamte aus der Fülle unserer täglichen Erfahrungen heraus gebührend einschätzen lernen.

Es muß doch ein urgesunder Kern in unserem Volk stecken, wenn Karl May seinen Beifall gewinnen und **[67]** bis auf die Jetztzeit erhalten und mehren konnte, ohne das Problem aller Probleme, das Liebesleben des Menschen, in seine Erzählungen einzubeziehen. Das Mannhafte, Starke, das unter völligem Ausschluß der Erotik besonders kräftig hervortritt, findet in der breiten Masse des Volkes freudigeren Anklang als das Müde, Entnervende pikanter Darstellungen geschlechtlicher Beziehungen. Wohl ist die Liebe das Leben, und das Leben ist die Liebe. Die größten und besten Dichter aller Zeit malen die Liebe und die Erotik in der Liebe bald in zarten, duftigen, bald in glühenden, satten Farben, weil sie Leben und Menschen schildern, wie sie in Wirklichkeit sind. So entstehen Gebilde von unwiderstehlichem Reiz. Wenn der Schriftsteller mit feinem Gefühl für das Geziemende die Grenzen disziplinierter Sinnlichkeit in den Gaben seiner Muse beachtet, so wird er nicht nur die Gebildeten, vielmehr auch die große Masse des Volkes aufnahmebereit finden. Tritt dagegen die geschlechtliche Liebe, des Gewandes keuscher Zartheit entblößt, in den verschiedenen Ausartungen als lüsternes Reizmittel in den Mittelpunkt einer darstellerischen Kunst, die wahrhaft eines Besseren wert wäre, so wird der gesunde Instinkt des Volkes verletzt; das Volk flieht zu den kraftvollen, wuchtigen Schöpfungen s e i n e r Erzähler, die ihm schenken, was es begehrt. In mancher schöngeistigen Schrift mit erotischer Würze lauert versteckte Gefahr, der wir in Gefängnissen, wie überhaupt in geschlossenen Anstalten begegnen müssen, ohne den Vorwurf der Zimperlichkeit zu verdienen. Wir haben es hier vielfach mit stark reizbaren und krankhaft veranlagten Menschen zu tun, die bei **[68]** der straffen Zusammenfassung der Gedanken und dem federnden Spiel der Phantasie auf gewisse Reize stärker eingehen als der normale Leser, der über solche Stellen einfach hinwegliest und sie vergißt. Aus diesem Grunde geben wir unsern Pfleglingen am besten Bücher, die sinnlich Erregendes gar nicht berühren und trotzdem spannend unterhalten – Karl May ist bei solcher Einstellung das Ideal des Erzählers, den wir nie und nimmer übersehen dürfen.

Für gedankenlos wiederholte Behauptungen wie: Karl May überreize und verderbe die Phantasie seiner Leser, May verleite die Jugend zum Ausreißen und ähnliche Gemeinplätze wird von keiner Seite der Beweis angetreten. Mir ist in meiner langen Praxis nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem schädliche Einflüsse in der Richtung der bezeichneten Folgen auf das Konto Karl Mays zu buchen wären. Wohl aber könnte ich gar manche andere Schrift anführen, deren Benutzung den Schiffbruch überreizter, nach Veranlagung und verfehlter Erziehung leicht lenkbarer junger Menschen veranlaßt hat.

Man hat bisweilen den Eindruck, als ob Karl May seine Fabelwelt in der Rückerinnerung an die trüben nachhaltigen Eindrücke seiner Gefängniszeit b e w u ß t gestaltet habe. Die psychologische Einstellung, mit der die Reiseerzählungen auf die Erfordernisse der Geisteskost für Durchschnittsgefangene zugeschnitten scheinen, verleitet den scharfen Beurteiler zu dieser Annahme. Solche einseitige Einschätzung bringt jedoch eine geflissentliche Note in die Wertung der Arbeit des Schriftstellers, und nichts wäre verkehrter, als Karl May für die Gruppe der Armen, Verfemten der **[69]** Bevölkerung schlechthin zu beanspruchen. Und doch wird Karl May in der Stille seines emsigen Schaffens derjenigen gedacht haben, deren trauriges Los er jahrelang hat teilen müssen, und so sind Werke entstanden, die ihrer ganzen Anlage nach den Gefangenen „Farbe und Buntheit in das Grau des Lebens, Bewegung in die Oede ihres Daseins, Anregung in die Langeweile der Mechanisierung“ zu bringen bestimmt sind. Karl May der M e n s c h hat den Gefangenen ein ganzes langes Leben vorgelebt, nach strengen Grundsätzen, in zäher Arbeit, gerade und zielbewußt – er bleibt deshalb das leuchtende Vorbild für die vielen im Leben Gestrauchelten, die, verzagt und wankelmütig, den Weg zu einem neuen Leben, die Rückkehr in geordnete Verhältnisse unmöglich finden. Karl May der

Mensch und Schriftsteller wirkt segensreich unter den Gefangenen; er gehört gleichsam als eiserner Bestand in jede Gefangenenbücherei.

Unsere Weltliteratur ist nicht allzu reich an reizvollen, spannenden Abenteuergeschichten. Die Romane und Erzählungen von Defoe, Cooper, Sealsfield, Capt. Marryat, Gerstäcker, Clark Russell, um nur einige Vertreter dieser Schriftengattung zu nennen, sind gewiß, schriftstellerisch betrachtet, im allgemeinen den Mayschen Reiseerzählungen ebenbürtig. Was Farbenpracht, Laune, urwüchsige Erfindung und erhöhte Empfindung in Inhalt und Ausdruck betrifft, müssen sie gegen Karl May zurücktreten. Ueber das formale Moment habe ich mich im Rahmen dieses **[70]** Aufsatzes nicht zu äußern. Mays einfaches einwandfreies Deutsch, sein klarer Stil, wenn er auch die ästhetisch-künstlerischen Gesetze nicht streng beachtet, die meisterhafte Führung des Zwiegesprächs sind mir immer noch lieber als die zweifelhafte Stilkunst so manches anspruchsvollen Literaten, der Karl May mit einem Nasenrümpfen abtut. Mays Kunst kann nach meinem Dafürhalten auch vor strengkritischen Augen bestehen.

Von der Notwendigkeit, dem Volke Volksliteratur nach Art der Karl Mayschen Erzählungen zu bescheren, scheinen allmählich auch die Kreise durchdrungen zu werden, die allem Phantastischen, Abenteuerhaften bisher von vornherein ablehnend gegenüberstanden. Als Sven Hedin unlängst seinen Reiseroman „Tsangpo Lamas Wallfahrt“ und fast gleichzeitig mit ihm der Polarforscher Ejnar Mikkelsen „Sachawachiak der Eskimo“ und „John Dale“ erscheinen ließ, trat die zünftige Kritik aus ihrer kühlen Zurückhaltung hervor und schenkte diesen schönen Gaben durchweg wohlwollende Beachtung. Die „gestrengen Herren“ haben damit ihren seitherigen negativen Standpunkt vor aller Welt verleugnet und die Daseinsberechtigung spannender Reise- und Abenteuergeschichten im Rahmen der Gesamtliteratur offen anerkannt.

Hoffen und wünschen wir, daß sie nunmehr auch in folgerichtiger Beurteilung ihre Stellung zu Karl May einer unbefangenen Nachprüfung unterziehen! Dann wird dieser vielgeliebte und vielgeschmähte Volksschriftsteller den unangefochtenen „Platz an der Sonne“ einnehmen, den er schon zu seinen Lebzeiten voll und ganz verdient hätte.

[(71)]

Ein Pionier der Wüstenforschung

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad G u e n t h e r

©

6

7

[(90)]

Krüger-Bei und der „Vater der Fünfhundert“

Von Franz Kandolf

I.

„Dunderwetter, den soll der Jukuk holen! Einen Ungläubigen darf man nur einen solchen Kerl nennen und jeheißen zu haben dürfen, der weder dem richtigen Glauben noch seinem eijenen Glauben ohne Kirche und ohne Moschee bereits aus der Schule infolje der heiligen Bücher von die Worte des Propheten und der Kalifen notjedrungen aus dem einen in dem andern umjeändert zu haben janz jenau beschwören jekonnt haben wird.“

Wer hat nicht beim Lesen dieser „mustergültigen“ Begriffsbestimmung der Bezeichnung „Giaur“ und anderer Stilblüten Krüger-Beis Lachtränen vergossen oder wenigstens inniges Vergnügen empfunden? Jeder May-Leser kennt die Gestalt des alten Sprachverderbers, die zu den drolligsten gehört, die May – nicht geschaffen, denn Krüger hat wirklich gelebt – in seinen Büchern verwendet. May selber scheint ihn neben andern, die immer wiederkehren, wie Sam Hawkens, Hobble-Frank, Tante Droll, Frick Turnerstick usw. in sein Herz eingeschlossen zu haben, denn der „Herr der Heerscharen“ ist nicht weniger als dreimal in seinen Werken zu **[91]** finden; das erstemal im „Krumir“[8], dann im zweiten Band von „Satan und Ischariot“ und wieder in „Die Königin der Wüste“, einer Reiseerzählung, die zur Romanreihe „Deutsche Herzen und Helden“ gehört, die im Verlag Münchmeyer erschien und in den nächsten Jahren neu bearbeitet beim Karl-May-Verlag erscheinen wird.

Dr. Euchar Albrecht Schmid hat im Anhang zum Band „Ich“[9] festgestellt, daß mehrere in den Werken Mays auftretende Persönlichkeiten wirklich gelebt haben. Und es erfüllt mich mit Genugtuung, daß ich heute imstande bin, das gleiche von zwei weiteren seiner Romanfiguren nachzuweisen.

Als ich während meines vorjährigen Aufenthalts in Radebeul die Bücherei Mays durchsah, fiel mir ein Band in die Hände, in dessen hintere Einbanddecke May mit Bleistift geschrieben hatte: „Krüger-Bei.“ Es war ein alter Jahrgang der viele Jahre hindurch fortgeführten, aber längst vergriffenen Zeitschrift „Magazin für Literatur des Auslandes, dirigiert von Lehmann“, und zwar der 29. Band aus dem Jahr 1845. Neugierig sah ich an der betreffenden Stelle nach und fand einen langen, fesselnden Aufsatz, den ich für bedeutsam genug halte, um ihn ungekürzt der Oeffentlichkeit bekannt zu geben:

Ein deutscher Renegat in Nordafrika.

Aus einer kürzlich erschienenen Schrift, betitelt: „Eine Stimme aus Afrika“, entlehnen wir die Geschichte der Abenteuer **[92]** eines Deserteurs aus der französischen Armee in Algier, der jetzt als Renegat in Tunis lebt. Diese Abenteuer nehmen nicht bloß unser Interesse in Anspruch, weil das in Rede stehende Individuum ein Deutscher ist, sondern auch, weil sie uns ein lebendiges Bild von den Sitten und Zuständen der Eingeborenen liefern.

Johann Gottlieb Krüger, aus Rheinpreußen gebürtig, wurde durch die Vorspiegelungen französischer Werber bewogen, sich in die algerische Fremdenlegion aufnehmen zu lassen, und mit seinen Kameraden zur Besatzung Bugias abgeschickt, wo ihm schwere Arbeit, dürftige Kost, kein Sold und sehr harte Behandlung von seinen Vorgesetzten zuteil ward. Endlich beschloß er zu desertieren und entfloh im März 1834 auf Bugia. Nachdem er viel durch Hunger gelitten, fiel er in die Hände einiger Araber, von denen er anfangs freundlich behandelt wurde. Während er sich bemühte, seine Wirte mit den wenigen Worten ihrer Sprache, die er aufgelesen hatte, zu unterhalten, kam ein andrer Araber an, der ihn in erträglichem Französisch anredete. Er erzählte ihm, daß er an der Küste gewesen sei und mit den Franzosen Verkehr gepflogen habe, die er von Grund des Herzens haßte. Dies machte den armen Krüger sehr besorgt, da es zu nichts half, den Arabern zu sagen, daß er ein Preuße sei und in französische Dienste gelockt wurde: jener Araber hielt ihn gleichwohl für einen Franzosen und Feind und wollte auf keine Erklärungen hören. Die andern Araber waren bald der Meinung ihres Landsmanns, und obgleich sie von den Franzosen nichts weiter wußten, als was dieser Mann erzählte, so hielten sie sie doch für die Feinde der Mohammedaner und also auch für die ihrigen. Krüger hatte jetzt die Behandlung eines Feindes zu erwarten. Der Araber verließ ihn auf kurze Zeit, und als er zurückkehrte, redete er ihn mit folgenden Worten an: „Ich bin sehr betrübt, daß ich schlechte Zeitung bringen muß. Betrachte dieses neue Schwert, mit welchem ich auf die Bitte der Einwohner dieses Dorfes dein Haupt von deinem Körper trennen soll, und

[8] Siehe Karl May „Orangen und Datteln“.
[9] Vgl. Karl May „Ich“, S. 552.

betrachte diesen neuen Topf, der es aufnehmen soll!“ Wie dem Deserteur bei diesen Worten zumute gewesen sein muß, läßt **[93]** sich leichter fühlen als beschreiben. Er nahm jedoch allen seinen Mut zusammen und fragte jenen, ob die Operation sogleich stattfinden solle, und wenn dem so wäre, so bat er ihn, seine Pflicht so schnell als möglich zu tun. Aber der Araber bedeutete ihn, diese Nacht noch ruhig zu schlafen, da er seine Pflicht bis zum folgenden Morgen aufschieben könne. Nachdem er dies gesagt, blieb er noch einige Minuten beim Gefangenen und bezeigte ihm seine Betrübnis über das Schicksal, das ihn erwartete, worauf er die Leute aus dem Zimmer trieb und den unglücklichen Mann sich selbst überließ.

Aus dieser drohenden Gefahr wurde Krüger durch einen Derwisch gerettet, der ihn bewog, Mohammedaner zu werden. Bei seiner Aufnahme in den Islam bekam er den Namen Muhammed Ibn Abdallah Scherif; der letzte Name, der „Heiliger“ bedeutet, wurde ihm wegen seiner vermeintlichen medizinischen Geschicklichkeit gegeben.

Als Europäer, Heiliger und Arzt, glaubten die Araber, müsse er übernatürliche Kräfte besitzen, und sie brachten ihn daher nach einigen Ruinen in der Nähe von Chifza, wo viele Schätze verborgen sein sollten, welche sie ihn baten, durch seine Kunst zu entdecken und ans Licht zu fördern. Sie zu enttäuschen, hielt Krüger für vergeblich, da dieser Glaube von ihren Vorfahren herrührte, die sie für unfehlbar hielten. Er gab also vor, ein Gebet zu verrichten, und nachdem er eine halbe Stunde auf einem Stein mit einer lateinischen Inschrift in lauschender Stellung gelegen, erzählte er ihnen, der Schatz müsse noch 25 Jahre lang verborgen bleiben, und dann werde ein armer, junger Mann so glücklich sein, sich seiner zu bemächtigen, und von ihnen zu ihrem Häuptling erhoben werden. Sie glaubten diese Geschichte, und Krügers Ruf war nicht im mindesten erschüttert.

Krüger, oder, wie wir ihn nunmehr nennen wollen, Abdallah traf noch mit andern Deserteuren zusammen, mit denen er, als Derwisch verkleidet, unter den Stämmen des Atlas umherzog. In Asemoru wurde er seiner Kleider beraubt und als Sklave an den Häuptling der Aulad-Matta verkauft. Während er sich in diesem Land befand, war er Zeuge eines eigentümlichen Zusammentreffens zwischen den Aulad-Matta **[94]** und einem feindlichen Stamm. Die Aulad-Matta blieben nie länger als 6 oder 7 Tage an einem Ort, indem sie, sobald sie keine Weide mehr für ihr Vieh hatten, weiterzogen. Eines Tages, als Abdallah ihre Pferde tränkte, kamen einige von den Leuten gelaufen und riefen“ „Eladu, Eladu! (die Feinde!)“ worauf alle nach ihren Pferden liefen, die Waffen ergriffen und mit dem Häuptling und seinen zwei Söhnen an der Spitze dem Feind entgegenzogen, während sie die Weiber zurückließen, um die Zelte zusammenzupacken. Nach einstündigem Ritt kamen sie in die Nähe ihrer Feinde, wo sie sich in drei Reihen aufstellten und die Befehle ihres Häuptlings erwarteten. Inzwischen spornte Dschelela, des Häuptlings ältester Sohn, ein feuriger junger Mann, seinen glänzend weißen Renner, der ihn fast im Nu in Pistolenschußweite vom Lager der Feinde brachte. Dies bedeutete eine Herausforderung an ihren Häuptling, welche von demselben bald angenommen wurde. In wenigen Minuten trafen die beiden Krieger auf demselben Fleck zusammen. Man kam überein, sich der Pistolen zu bedienen, worüber die Aulad-Matta sehr froh waren, da Dschelela ein sehr guter Schütze war. Zwei Schüsse wurden von jedem abgefeuert, von deren einem der Häuptling des Feindes verwundet ward. Man beschloß, einen dritten und letzten abzufeuern; aber dieser machte bald Bo Azes Partei für ihren Vorkämpfer besorgt, da er von seinem Gegner schwer verwundet ward. Jetzt griffen sie einander mit Schwertern an, welche Waffe beide meisterhaft handhabten. Das Blut strömte auf den Boden aus den zahlreichen Wunden, die jeder von ihnen empfing. Dschelela, der erschöpft war, versuchte einen letzten Angriff, und indem er mit der größten Wut auf seinen Gegner losstürzte, ergriff er ihn und versuchte, ihn vom Sattel herunterzureißen. Beide fielen auf den Boden; es folgte nun ein verzweifelter, aber eine Zeitlang unentschiedener Kampf, bis eine tödliche Wunde, die Dschelela von seinem Gegner erhielt, ihn tot auf den Platz streckte. Kaum sahen die Aulad-Matta ihren jungen Helden sterben, als sie ihr Schicksal für entschieden hielten; alle wandten sie wie ein Mann dem Feind den Rücken und galoppierten so schnell, **[95]** als ihre Pferde sie tragen konnten, davon, indem sie so laut als möglich schrien: „Saidna Dschelela maat! Saidna Dschelela maat! (Unser Herr Dschelela ist tot!)“, bis sie ihre Zelte erreichten. Hier ward alles von oberst zu unterst gekehrt; die Zelte und alle andern Effekten wurden auf Kamele gebracht, und in wenigen Augenblicken sah man den ganzen Stamm, Männer, Weiber und Kinder, sich nach der Wüste zu hinbewegen.

Als jene einen sicheren Platz erreichten, wurde ein Klagetag um den Verlust Dschelelas festgesetzt, und die Beschreibung der Trauer ist nicht weniger merkwürdig: Früh am Morgen kleideten sich alle so schlecht, als sie konnten. Die säugenden Kamele, Kälber und Lämmer wurden gebunden und in Dschelelas Zelt gebracht, während man ihre Mütter draußen frei laufen ließ. Man kann sich vorstellen, welchen Lärm diese Tiere machten. Dann kamen die Frauenzimmer, in alle Arten von Lumpen gekleidet und mit aufgelöstem Haar, das sie sich handvollweis ausrissen, während sie zugleich weinten und so laut wie möglich schrien. Die Männer saßen alle ruhig am Boden, die Häupter entblößt und nur mit etwas Erde bestreut. Die Knaben schlugen die Hunde, deren Zahl mehrere Hundert betrug, um

sie bellen und heulen zu machen. Diese harmonische Musik wurde den ganzen Tag fortgesetzt und dann drei Wochen hindurch täglich drei Stunden wiederholt, worauf die Trauer um Dschelela endete. –

Es gelang Abdallah nach einiger Zeit, den Aulad-Mattas zu entfliehen; doch fiel er bald darauf dem grausamen Bei von Konstantine in die Hände. Kaum hatte dieser Fürst gehört, daß er ein Christ sei, als er befahl, ihn in Ketten zu legen und in ein scheußliches Gefängnis zu legen, wo er zwei Wochen blieb und täglich das Ende seiner Leiden erwartete. Der Kerkermeister war glücklicherweise menschlich gesinnt; ihn bat Abdallah, sich für ihn beim Bei zu verwenden und ihm zu sagen, daß er kein Franzose sei und durchaus nicht den Zorn seiner Hoheit verdiene. Dies geschah, und am folgenden Morgen wurde der Gefangene aus seinem Kerker geholt und vor Hadschi Hamed gebracht. Derselbe saß **[96]** auf einem Teppich vor seinem Zelt, während zwei Löwen in geringer Entfernung von ihm gefesselt lagen. Neben ihm saß ein gewisser Bo Azes, sein Minister, ebenfalls mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Ihnen gegenüber saßen mehrere Offiziere, die eine Art von Kreis bildeten. Der Gefangene wurde in die Mitte gebracht und von dem Bei folgendermaßen angeredet: „Junger Mann, dein Leben war in größter Gefahr; morgen wollte ich deinen Kopf abschneiden und deinen Körper diesen Löwen vorwerfen lassen, hätte nicht Mustapha (der Kerkermeister) mir gesagt, daß du kein Franzose seiest. Nun, nimm dies (er händigte ihm einige Piaster ein) und geh, wie es dein Wunsch ist, die heilige Stadt zu besuchen!“

Nachdem er viele ähnliche Gefahren überstanden, erreichte er endlich Tunis, wo er in den Dienst des Bei trat. Abdallah ist seitdem zu dem Amt eines Schater, einer Art Leibwache aufgestiegen und jetzt mit seiner Lage so zufrieden, daß er nicht daran denkt, zu dem Glauben seiner Väter zurückzukehren. Ich habe ihn oft hiezu zu bewegen gesucht, aber umsonst. Er glaubt, er könne eine Art Christentum mit dem Mohammedanismus verbinden und sich so beide Wege in den Himmel offen halten.

Soweit der Bericht des „Magazin“. Was später aus Krüger geworden, darüber erfahren wir nichts, namentlich nicht, ob er es wirklich zum Bei gebracht hat, wie May schreibt. Dies bringt uns der Frage näher, ob May Krüger wirklich persönlich gekannt hat. Er selber behauptet in „Satan und Ischariot“ Bd. II, S. 276, daß er vorher zweimal bei ihm war, also im ganzen dreimal. Aber wir werden wohl diese Behauptung nicht gar zu wörtlich nehmen dürfen. May erlaubt sich nämlich in einem Punkt ein Abweichen von seiner Vorlage, indem er ihn aus der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“, d. h. aus der Mark Brandenburg **[97]** kommen läßt, wahrscheinlich um ihn im Brandenburger Dialekt sprechen lassen zu können, was er natürlich als Rheinpreuße nicht gekonnt hätte. Außerdem macht er ihn zum Sohn eines Bierbrauers[10], später glaubt er, daß er wahrscheinlich „Brauerbursche oder so etwas ähnliches“ gewesen sei[11], wovon das „Magazin“ ebenfalls nichts weiß, und was May jedenfalls frei ersonnen hat, um den Gegensatz mit dem späteren „Oberst“ wirksamer zu machen. Deshalb ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß May ihn aus eigener Machtvollkommenheit zum Bei und sogar zum obersten Anführer der tunesischen Truppen vorrücken ließ. Trotzdem möchte ich nicht soweit gehen, die persönliche Bekanntschaft Mays mit Krüger in Abrede zu stellen. Es ist so ziemlich sicher, daß May in Nordafrika gewesen ist[12], und zwar zwischen 1868 und 1870. Was liegt näher, als daß er, der junge, unerfahrene Deutsche, in Tunis angekommen, bei den dort ansässigen Deutschen Anschluß suchte und fand, und daß er bei dieser Gelegenheit Krüger kennen lernte? Diese vielleicht ganz flüchtige Bekanntschaft war für den Schriftsteller mehr als hinreichend, um sie als Stoff zu verwerten, aus dem er später eine Gestalt formte, die in ihrer Eigenart unbedingt volkstümlich wirkt, und die trotz des von May zweifellos hinzugedichteten Beiwerks von fast unmöglich klingenden Sprachtorheiten soviel persönlich Gefärbtes zeigt, daß ich, längst ehe ich auf die Suche **[98]** ging, fest vom geschichtlichen Dasein Krügers überzeugt war.

Freilich wird sich nach der langen Zeit, die inzwischen vergangen ist, wohl nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen können, ob May tatsächlich Krüger persönlich gekannt hat. Letzterer ist schon lange Jahre tot; er starb, wenn wir May glauben wollen, um die Zeit, da er „Satan und Ischariot“ schrieb. In Band III, S. 612, weiß er zu berichten: „Krüger-Bei ist gestorben, wie kürzlich auch die Zeitungen meldeten“, also um das Jahr 1893. Das klingt auch ganz glaubhaft, wenn man bedenkt, daß Krüger 1834 desertierte, also um die Zeit, da ihn May auftreten läßt, bereits ein ziemliches Alter erreicht haben mußte.

---

[10] „Orangen und Datteln“, S. 222.
[11] „Satan und Ischariot“ Bd. II, S: 276.
[12] „Ich“, S. 544.

II.

Viel weniger ausführlich ist die Quelle, aus der May die geschichtliche Unterlage für den „Vater der Fünfhundert“ geschöpft hat, der in der dreibändigen Reiseerzählung „Im Lande des Mahdi“ eine Rolle spielt. Der Oesterreicher Ernst Marno reiste in den Jahren 1869 – 1873 im Nilgebiet und gab eine Beschreibung dieser Reise in dem Werk: „Reisen im Gebiet des blauen und weißen Nil. Wien 1874.“ Dieses Werk wurde von Karl May als Vorlage für die geographischen und ethnographischen Schilderungen benützt, die in die Erzählung eingeflochten sind. Auf Seite 330 gibt nun Marno einen kurzen Bericht über die in die Zeit seines dortigen Aufenthalts fallende Absetzung des bisherigen Mudirs von **[99]** Faschodah und die Einsetzung des neuen, der vom Reisenden besucht wurde:

Der frühere Mudir, Ali Effendi el Kurdi, meist kurzweg Kurdi genannt, soll sich unter der Regierung Jaffar Baschas Unterdrückungen und Gewalttaten haben zuschulden kommen lassen, so daß es, nebst der Freilassung der im vorigen Jahr wegen Sklavenhandels in Ketten Gelegten, einer der ersten Akte des neuen Gouverneurs „Mumtas Baschas“ war, diesen seines Postens zu entheben. An seine Stele wurde Ali Effendi Abu Hamsah Miah gesetzt (Vater der Fünfhundert, weil er es liebte, diese Anzahl Hiebe kurzweg Schuldigen zu diktieren). Mit der Abberufung des Ersteren und Einsetzung des neuen Mudirs wurde der bei den Truppen beliebte oberste General Musah Bascha betraut.

Dieser Bericht weicht indes, wenn er auch die geschichtliche Wirklichkeit des „Vaters der Fünfhundert“ einwandfrei nachweist, in mehrfacher Hinsicht von dem ab, was wir bei May über diesen Punkt erfahren[13]. Während bei Marno Ali Effendi el Kurdi eher zu streng als zu milde gegen die Sklavenjäger verfuhr, stellt May seine Absetzung als eine Folge seiner Bestechlichkeit hin, die er sich in der Bekämpfung des Sklavenhandels zu schulden kommen ließ; es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Wahrheit auf seiten Marnos liegt.

Dann erweckt die Darstellung Mays den Anschein, als ob der „Vater der Fünfhundert“ kurze Zeit vor dem Auftreten des Mahdi Mudir von Faschodah geworden sei. In meinem Aufsatz „Die Handlungszeit der May-Erzählungen“ habe ich gezeigt, daß der Roman nicht lange vor dem Auftreten des Mahdi spielt, das ins Jahr 1880 fällt. Mit dieser Feststellung **[100]** kommen wir aber sofort in Widerspruch mit Marno, nach dem der „Vater der Fünfhundert“ bereits im Dezember 1871 zum Mudir ernannt wurde, während bei May „der berühmte General Musah Pascha infolge der Wünsche des Reïs Effendina j e t z t in Faschodah gewesen ist, um el Kurdi ab- und Abu Hamsah Miah einzusetzen“. „Jetzt“ wäre aber nach dem Gesagten nicht das Jahr 1871, sondern einige Jahre später, im besten Fall 1879. Wir werden wohl diesen Anachronismus als eine dichterische Freiheit Mays entschuldigen müssen.

Schließlich geht aus der Darstellung Mays hervor, daß Abu Hamsah Miah auf Veranlassung des Reïs Effendina vom Vizekönig zum Mudir ernannt wurde. Von Marno erfahren wir indes, daß es Mumtas Pascha war, der die Ernennung des neuen und die Absetzung des andern vollzog. Der Reïs Effendina wird im Werk Marnos mit keiner Silbe erwähnt. Daraus könnte man vielleicht den Schluß ziehen, daß May mit dem Reïs Effendina eben den Mumtas Pascha Marnos gemeint haben könnte, aber diese Folgerung dürfte kaum der Wahrheit entsprechen, selbst wenn wir annehmen, daß May den wirklichen Namen des „Kapitäns des Vizekönigs“ nicht nennen wollte. Die Wahrheit wird wohl sein, daß May mit dem Reïs keine bestimmte Persönlichkeit im Auge hatte, sondern diese Gestalt für seine Zwecke frei erdichtete. Allerdings will er den Eindruck erwecken, daß er im Reïs eine bestimmte Person zeichnen wollte[14], aber bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, in den Reisewerken, die in der **[101]** Bücherei Mays stehen, einen Reïs Effendina zu finden. Die Mühe des Suchens wird wohl auch fernerhin erfolglos bleiben. Viel wahrscheinlicher erscheint mir eine andere Erwägung. Um die gleiche Zeit, da Marno am Nil reiste, war ein großer militärischer Zug tätig, um die Länder am weißen Nil zu erobern und dem Handel zu erschließen. Ein Hauptzweck der Expedition war auch die Bekämpfung und Ausrottung des Sklavenhandels. Der Befehl über die Truppen war indes nicht einem ägyptischen Offizier, sondern dem englischen Entdeckungsreisenden Sir Samuel Baker übertragen worden. Marno kommt an verschiedenen Stellen seines Werkes auf die Tätigkeit Bakers zu sprechen, dessen Bestrebungen auf einen ganzen und bisher recht ergiebigen Handelszweig eine vernichtende Wirkung ausübten und den Sklavenjägern einen gewaltigen Schrecken einjagten. Und die Vermutung hat nicht wenig

[13] „Im Lande des Mahdi“ Bd. II, S. 345 u. 346.
[14] „Im Lande des Mahdi“ Bd. III, S. 562.

für sich, daß dieser große, menschenfreundlichen Zwecken dienende Streifzug in May den Gedanken anregte, als Mittelpunkt und durch den ganzen Roman sich hindurchziehenden Faden die Erlebnisse während einer ähnlichen gegen die Sklaverei gerichteten Unternehmung zu wählen. Möglich ist, daß er seinem Reïs Effendina die Züge eines ägyptischen Beamten gab, den er gelegentlich kennen gelernt hatte, so daß die auf ihn bezüglichen Schlußbemerkungen in Band III des „Mahdi“, die auf eine bestimmte bekannte Person hinzielen, verständlicher erscheinen.

Kehren wir zu Abu Hamsah Miah zurück! Wenn wir fragen, ob May ihn persönlich gekannt hat, so **[102]** werden wir diesmal mit „nein“ antworten müssen. Das Gegenteil wäre nur dann der Fall, wenn der Dichter zu Beginn der siebziger Jahre jene Gegend bereist hätte. Das trifft indes nicht zu. Es bestünde freilich die Möglichkeit, daß er später einmal irgendwo mit ihm zusammengetroffen ist. Aber auch dies möchte ich bezweifeln, aus inneren Gründen. May bringt den „Vater der Fünfhundert“ zweimal in seinen Werken. Das erstemal in der „Sklavenkarawane“, und dann im „Mahdi“, der ein Jahr später erschien. Beidemal schildert er ihn als eine äußerst liebenswürdige Figur, aber der aufmerksame Leser wird leicht eine Verschiedenheit in der Zeichnung erkennen. In der „Sklavenkarawane“ ist er zwar der unerbittlich gerechte Richter, der den Schuldigen die pflichtmäßigen fünfhundert Stockschläge zuspricht, aber er befleißigt sich doch gegen den deutschen Reisenden Schwarz einer hochachtungsvollen Höflichkeit. Anders im „Mahdi“, wo der Grundzug seines Wesens Grobheit ist. Grobheit selbst gegen diejenigen, gegen die er Rücksicht zu nehmen hat, allerdings eine ihm selber unbewußte Grobheit, die köstlich wirkt und darum den von ihr Betroffenen nicht kränken kann. Man sieht also, daß dem Dichter die Zeichnung nicht auf den ersten Wurf gelungen ist; die Wesensschilderung macht im späteren „Mahdi“ gegenüber der „Sklavenkarawane“ Fortschritte, was ich damit erkläre, daß May den Mudir von Faschodah eben nicht persönlich gekannt hat. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre ihm die Darstellung seines Charakters wohl in vollendetem Fluß aus der Feder geflossen, wie wir dies beispielsweise bei Krüger-Bei feststellen **[103]** können. Denn der Krüger des „Krumir“ ist bis aufs Haar derselbe wie der von „Satan und Ischariot“ Bd. II und von der „Königin der Wüste“, obgleich die beiden letzteren Erzählungen bedeutend später entstanden sind als der erstgenannte „Krumir“.

Es sind also nur die wenigen Zeilen Marnos, aus denen der Dichter die Kenntnis vom „Vater der Fünfhundert“ schöpfte. Aber was für eine kraftvolle, eindrucksfähige Gestalt hat er aus diesen Zeilen, die eigentlich nicht mehr als eine Andeutung sind, herausgedichtet! Man möchte ihn hassen, diesen fast grausam unerbittlichen Richter, wegen seiner blutigen Strenge, und doch auch wieder lieben, so anheimelnd weiß May ihn hinzustellen, und so versöhnend ausgleichend versteht er es, die Härten seines Wesens mit einem Hauch gemütvollen Humors zu mildern. Alles in allem genommen stellt der „Vater der Fünfhundert“ eine wohlgelungene und den Leser ansprechende in sich abgeschlossene Persönlichkeit dar.

In seiner Selbstbiographie[15] schreibt May: „Ich brauchte nicht mühsam nach Sujets zu suchen, ich hatte mir ja reichhaltige Verzeichnisse von ihnen angelegt, in die ich nur zu greifen brauchte, um sofort zu finden, was ich suchte.“ Was man sich unter diesen Verzeichnissen vorzustellen hat, davon erhält man einen Begriff, wenn man die Bücherei Mays durchgeht. An unzähligen Stellen der geographischen Werke – ich kann nur von diesen letzteren sprechen, für die philosophischen, naturwissenschaftlichen und geschichtlichen mangelte mir die Zeit – fand ich entweder **[104]** am Rand des Textes oder im Umschlag den Bleistiftvermerk „Sujet“. Viele von ihnen hat der Dichter in seinen Werken verwendet, darunter auch die beiden, von denen dieser Aufsatz handelt, viele hat er übergangen, wenigstens fand ich bei ihnen keinen Anklang an seine „Reiseerzählungen“ – von den „Münchmeyer-Romanen“ besitze ich keine so eingehende Kenntnis. Wenn wir dann dazunehmen, was er an einer andern Stelle seiner Selbstbiographie[16] schreibt: „Ich hatte meine Sujets aus meinem eigenen Leben, aus dem Leben meiner Umgebung, meiner Heimat zu nehmen“, so erhalten wir einen ziemlich klaren Einblick in die Art von Mays Schaffen. Er hat wirklich Erlebtes und in der Phantasie Geschautes, Geschichtliches und Erdichtetes miteinander verwoben und in Zusammenhang gebracht, und die Gestalten seiner Romane müssen deshalb hingenommen werden als

Wahrheit und Dichtung.

[15] „Ich“, S. 465.
[16] „Ich“, S. 407.

[(105)]

Klekih-petra

Von Alfred Biedermann

©

17

18

19

20

[(116)]

Die Kukluxer

Von Josef H ö c k

©

[(120)]

Indianische Stammesnamen

Von Adalbert S t ü t z

©

21

Geld und Neid[22]

Von August Niemann †

Theognis behauptet, daß der Töpfer dem Töpfer grolle, der Sänger dem Sänger und der Dichter dem Dichter. Man könnte den alten griechischen Dichter dahin ergänzen und erklären, daß man sagt, am meisten grolle der erfolglose Töpfer dem erfolgreichen. Wenn der ungeschickte Töpfer mit saurer Mühe und Schweiß seine Gefäße dreht und bemalt, aber nicht verkaufen kann, faßt ihn mit scharfem Zahn der Neid auf seinen Kollegen, der spielend mit leichter Hand schöne Vasen dreht, die er für teures Geld an den Mann bringt. Und es ist nicht allein das Geld, das dem Töpfer, dem Sänger und dem Dichter dabei am Herzen liegt. Denn, wie Goethe sagt, ist höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit und selbst der geschäftsmäßigste Mann fühlt den Stachel der eignen Unfähigkeit gegenüber dem **[150]** gut bezahlten Kollegen auch noch außer dem Geldneid, und vielleicht noch schärfer.

Wenn deshalb Karl May sich empörte über die unwahre Behauptung seines Kollegen Avenarius, er hätte sechs Millionen mit seinen Romanen verdient, so ist das nur dann verständlich, wenn man Mays Persönlichkeit als die eines ehrlichen Mannes bedenkt, der zwar viel Humor in seinen Schriften hat, aber wenig Sinn für Humor im geschäftlichen Leben und seine künstlerische Aufgabe stets bitter ernst nimmt. Der weltkundige Schriftsteller wird eher geneigt sein zu lachen, wenn ihm der Erwerb von Millionen vorgeworfen wird. Er wird in dem Vorwurf eher eine Reklame als eine Schädigung erblicken, denn er weiß, daß der Gelderfolg der mächtigste von allen Erfolgen ist. In jeder Gesellschaft kann er erleben, daß z. B. Künstler nicht so hoch geachtet werden, wie Geheimräte, daß aber der Mann, der von einem liebenswürdigen, aber gering geschätzten Geigenspieler hört, er spiele nie unter einem Honorar von tausend Mark und habe ein Guthaben von einer Million auf der Bank, daß dieser Hörer von ehrfurchtsvollem Schauer durchrieselt wird und den Künstler von Stund an höher bewertet als selbst einen Baron von uralter Familie, **[151]** aber ohne Geld. Der Neid der Kollegen besteht auch ohne Rücksicht auf das Geld, und am grimmigsten tritt er auf dem Gebiet der Wissenschaft auf. Kaum wird der erbittertste Dichter, der die guten Sachen eines Kollegen gleich immer wiederholten Ohrfeigen in das Antlitz seines Selbstgefühls empfindet, so schmerzlich berührt, wie der Universitätsprofessor, wenn ein Kollege mit einer neuen wissenschaftlichen Entdeckung hervortritt und anerkannt wird. Indessen ist das Geld doch so blendend, daß der Neid gar oft vor ihm sich beugt und in Schmeichelei verwandelt.

[Jean de] La Bruyère spricht in seinen „*Caractères*“ natürlich auch von der Bedeutung des Geldes. Er erzählt: „Ich komme in eine Gesellschaft und bemerke einen Menschen von gewöhnlichem Aussehen und dreistem, tölpelhaftem Benehmen. Er macht platte Witze und berichtet Geschichten ohne Pointe. Die Zuhörer lachen beifällig. Ich frage, wer dieser Kerl ist. Wie? Sie kennen ihn nicht? Das ist doch Herr M., dem die großen Wälder in der Picardie gehören, einer der reichsten Leute von Paris. Wie kommt es, daß ich den Mann nun mit andern Augen ansehe? Seine Witze sind nicht mehr so dumm, seine Geschichten fesselnd. Ich sträube mich gegen mein eigenes Gefühl, aber es ist stärker als ich, trotz meiner Abneigung beschleicht mich ein Gefühl von achtungsvoller Ergebenheit.“

Aber wir brauchen weder La Bruyère, noch sonst jemand über den Wert des Geldes zu befragen, wir sehen aus dem täglichen Leben schon von Kindesbeinen an, daß das Geld den eigentlichen Unterschied **[152]** zwischen Mensch und Mensch macht, mehr noch als die schwarze, gelbe oder weiße Hautfarbe. Das ist von Beginn der Welt an so gewesen und wird so lange bleiben, wie es überhaupt Geld geben wird. Der Reiche ist angesehen, geliebt, gefürchtet, der Arme verachtet, bemitleidet, rücksichtslos behandelt. Und ein weltkluger Mann weiß das. Der Erwerb von sechs Millionen, die Avenarius dem Dichter May zuschob,

[22] Dies ist der letzte Beitrag, den uns der Schriftsteller Hauptmann a. D. August Niemann, der am 17. September 1919 im Alter von 80 Jahren einem Unfall erlag, wenige Tage vor seinem Tod eingesandt hat. Wir verweisen hierzu auf unsere Ausführungen im Jahrbuch 1920 (S. 8 und 486), sowie auf S. 363 des Jahrbuchs 1923. Da bei uns zuweilen Anfragen über August Niemann eingehen, sei auf seine bekanntesten Romane hingewiesen: „Bakchen und Thyrsosträger“, „Pieter Maritz, der Bauernsohn“, „Das Geheimnis einer Mumie“, „Das Filibustierbuch“, „Eulen und Krebse“ (Buchhändler-Roman), „Hochgebirge und Ozean“, „Maskenspiel des Lebens“, „Der Weltkrieg“ (1914!) [recte: 1904], „Unsere blauen Jungen“, „Der Schleier der Tanit“. Ob und wieweit diese und die vielen andern Werke August Niemanns zur Zeit im Buchhandel vorrätig sind, entzieht sich unsrer Kenntnis. Zum mindesten werden im Antiquariat noch viele zu erhalten sein. Die Herausgeber.

genügte, ihm das größte Ansehen zu geben. War er weltklug, so blinzelte und nickte er Avenarius zu und abonnierte sich auf dessen Zeitschrift. Niemals würde jemand gewagt haben, einem so reichen Manne seine Jugendsünden vorzuhalten, wenn May ein bißchen derartige Klugheit besessen hätte. Beiläufig bemerkt, wie viel mag wohl Kollege Avenarius, ein tüchtiger Geschäftsmann, an der Literatur verdient haben? Es wäre wohl wichtig, nachdem nun Karl Mays (verhältnismäßig geringes) Einkommen durch Nachlaßveröffentlichungen[23] bekannt geworden ist, auch über das, wie es heißt, sehr hohe Einkommen seines Kollegen Avenarius näheres zu erfahren.

Und es ist sicher, daß die Meinung, ein Mann hätte sechs Millionen, für diesen fast ebenso vorteilhaft ist, als wenn er dies Geld wirklich besäße. Zuweilen ist es noch vorteilhafter, denn wer Geld besitzt, kann es verlieren, wer es aber gar nicht hat, kann es unmöglich verlieren, und ein Mann von Humor wird aus der öffentlichen Meinung, er be- besäße [sic] sechs Millionen, den größten Spaß ziehen, abgesehen vom Vorteil. Aber da liegt es: der Humor **[153]** und die Weltklugheit fehlten dem ehrlichen Dichter. Er war aus dem Holz geschnitzt, aus dem Priester und die Propheten entstehen. Wer ihn sah, die hagere Gestalt, das scharf geschnittene Gesicht mit den glühenden Augen, der konnte sich ihn leicht vorstellen auf dem Hügel der Bergpredigt, oder mit dem Kreuz einer Schar Krieger vorangehend, aber niemals als den behaglich lächelnden Spekulanten, der aus sechs eingebildeten Millionen zwölf wirkliche macht. In dieser Richtung gesehen ist alles ernst in seinen Schriften, niemals ein Scherz, niemals das Lächeln des Dichters, der über seinen eigenen Werken in den Wolken des Gottes thront, der die Geschichte der Welt als Tragödie aber auch als Komödie behandeln kann.

Diese energische Einseitigkeit Karl Mays ist die Ursache seiner Erfolge gewesen, namentlich weil er Deutsch schrieb. In Frankreich oder England wäre dieser Erfolg vermutlich geringer gewesen, obwohl ja allmählich die Mayschen Romane fast das gesamte Ausland erobert haben. Ich hoffe, das deutsche Publikum nicht zu beleidigen, wenn ich sage, daß es die ernsthafte Lektüre liebt und gegen das „Geistreiche“ eine angeborene Abneigung verspürt. Das heißt, Deutschland hat so viele Leser, weil es doch nun einmal das gebildetste Land der Welt ist, daß jede Art von Literatur bei uns ihr Publikum findet, sogar die langweilige Art, aber unsere Natur ist so tief angelegt, daß unsere Kritiker das Amüsante und besonders das Geistreiche in der Regel für leichtfertig halten und gering schätzen. Nehmen wir zum Vergleich einmal Alexander D u m a s , den man wohl **[154]** mit Karl May vergleichen kann, weil er sehr viel geschrieben hat und gleichfalls in der ganzen Welt sehr viel gelesen wird. Er ist einer der geistreichsten Autoren, die es je gegeben hat, aber in Deutschland ist eben diese seine geistige Ueberlegenheit, ist sein Humor, ist die entzückende Leichtigkeit seines Stils immer ein Grund gewesen, daß die strenge Kritik der Leute, die nicht produktiv sind, aber viel schreiben, um den Geschmack der Menge zu leiten, daß diese Kritik also stets herb gegen ihn gewesen ist. Immer zieht das Aehnliche das Aehnliche an, und man kann von einem trocknen Burschen, der mit Mühe seinen Lebensunterhalt aus dem Tintenfaß zieht, nicht erwarten, daß das leichte Spiel der Grazien ihn anheimelt. Gut eignet er sich zur Bekämpfung der Schundliteratur. Was für eine Art von Literatur das ist, kann man schwer abgrenzen, wohl aber kann man einige Kennzeichen anführen. Es gehört dazu vor allem eine spannende Handlung und dann sind fesselnde Charaktere wichtig. Sonst legt der Leser die Geschichte bald aus der Hand. Leser für Schundliteratur – wohl gemerkt, ist hier Volksliteratur von Schundliteratur streng zu unterscheiden – sind vor allem die Ungebildeten, das heißt solche Leute, denen natürliches starkes Empfinden noch nicht durch ästhetische Dressur geknickt ist. Was einen Bauernknecht, eine Dienstmagd, eine junge reiche oder eine alte kokette Gräfin, einen jungen Prinzen fesselt, das muß schon von kräftigem Kolorit sein. Das ist Volksliteratur. Unser großer Dichter Goethe hat nur einen Roman geschrieben, den man zur Volksliteratur rechnen kann und den man seiner Zeit **[155]** zur Schundliteratur gerechnet hat: das sind „Werthers Leiden“, die verschiedene Selbstmorde verursacht haben. Die übrigen Goetheschen Werke haben wohl niemand das Leben gekostet. Unter den Dramatikern müßten wohl Shakespeare, Schiller, [Victorien] Sardou vor allem erwähnt werden, als Dichter, bei deren Werken das Publikum zu erregt ist um einzuschlafen.

Neuerdings wird Karl May als Hauptvertreter dieser Gattung von Literatur bezeichnet, das heißt von den Registratoren der Literatur, nicht von den Lesern, und er würde niemals den Vorwurf der Geldmacherei auf sich gezogen haben, wenn seine Romane langweilig wären. Mit langweiligen Romanen verdient man nicht

[23] Bd. „Ich“, S. 582 f.

leicht sechs Millionen. Noch wäre hier Frau [Harriet] Beecher-Stowe zu erwähnen, deren Roman „Onkel Toms Hütte“ entschiedenste Schundliteratur sein muß, da er nicht allein von ungezählten Millionen Lesern verschlungen wurde, sondern auch die Hauptursache zum Krieg zwischen Nord- und Südstaaten in Amerika gewesen ist. Man könnte entgegnen: unter Schundliteratur verstehen wir solche Bücher, die den niedrigeren Hang im Menschen aufreizen und z. B. Knaben veranlassen, in die Ferne zu einem Räuberleben zu entfliehen oder sonst solche Verbrechen zu begehen, wie sie hier anziehend geschildert wurden. Nun, die Knaben haben stets, auch ohne zu lesen, mit Vorliebe Räuber und Gendarmen gespielt, aber wenn man wirklich ganz vorsichtig verfahren will, muß man u. a. sogar das Lesen der Bibel verbieten, die mehr Erzählungen von Schandtaten enthält als irgend ein Profanbuch, oder noch richtiger wäre es, die Kunst des Lesens **[156]** und Schreibens überhaupt abzuschaffen. Das hätte wirklich manches für sich.

Der alte griechische Bericht über den Anfang der Buchstaben erzählt, daß Teith zum Pharao gekommen sei und ihm mitgeteilt habe, er hätte Zeichen für das gesprochene Wort erfunden, um Weisheit aufzubewahren und zum Segen des Volkes zu verbreiten. Da habe der Pharao erwidert: „O erfindungsreicher Teith, ein anderer ist der, der Buchstaben erfindet, ein anderer, der zu beurteilen vermag, ob das Schreiben nützlich oder schädlich ist. Ich sage dir, Vergessenheit wird deine Kunst in den Seelen erzeugen, indem die Menschen sich darauf verlassen, nunmehr die aufgezeichnete Weisheit zu besitzen, die Sprache der Erinnerung in der Seele aber vernachlässigen.“ Und gewiß ist, daß gemäß diesem Worte des Pharao kein Religionsstifter, kein großer Philosoph des Altertums jemals geschrieben hat. Sokrates sagt: Das Geschriebene kommt in die Hände des Unverständigen wie des Verständigen, antwortet aber nicht, wenn man nach seinem Sinne fragt.

Uebrigens ist die Erwägung des Schadens der sogenannten Schundliteratur lächerlich, so lange es Zeitungen gibt, die gegenwärtig z. B. tagtäglich Schandtaten des wirklichen Lebens verzeichnen, die weder an Grauen noch an Massenzahl von den phantastischsten Mordgeschichten erreicht werden.

In Wahrheit kommt es mehr auf die Natur des Lesers als auf die Lektüre an, wo es sich um die Wirkung von Gedrucktem handelt, und wenn ein Schriftsteller wie Karl May so viel gelesen wird, **[157]** daß Gegner ihm den Gewinn von Millionen andichten, so muß doch wohl etwas in seinen Büchern stecken, was die Leser anzieht und fesselt. Tausende von Schriftstellern möchten gern auch anziehen und fesseln können, ermangeln aber des Talents. Die sechs Millionen des Avenarius aber hätte May sicherlich verdienen können, wenn er ein guter Geschäftsmann gewesen wäre. Wie aber so oft dem Philosophen, dem Dichter, dem Schriftsteller der Kaufmann fehlt, so war es in hohem Maße bei Karl May. Ohne Kaufmann zu sein, kann aber kein Schriftsteller, überhaupt kein Künstler es zu Geld bringen. Die Arbeit selbst bleibt dann fast sein einziger Lohn und ist ja immerhin in der Tat der schönste Lohn des Begabten. Geld aber, ein Vermögen, erwirbt er nicht in dieser Welt, wo der Geschäftsmann auf der Lauer liegt. Daher kommt es ja auch, daß so viele bedeutende Dichter und Künstler zeitlebens arme Teufel bleiben.

Aus dem gleichen Grund mußte Karl May im Alter unliebsame und langwierige Prozesse führen, weil von einigen seiner Romane neue Auflagen gemacht wurden, ohne daß er davon erfuhr, und zwar sogar mit wesentlichen Aenderungen, für die er nicht verantwortlich war und die er nicht mit seinem Namen decken konnte und wollte. Seine Lebensbeschreibung in Band „Ich“ und die Darstellung dieser Prozesse im zweiten Karl-May-Jahrbuch geben davon genügend Zeugnis.

Reich an Phantasie sind seine Werke, aber alle von der energischen Einseitigkeit des Mannes, der streng und ernst seine Ideale verfolgt, der den Schild **[158]** wegwirft, der ihn schützen könnte, den Schild der sechs Millionen, die Avenarius ihm andichtet. Kein Kaufmann, kein Geschäftsmann, ein ehrlicher Fanatiker, dazu bestimmt, von pfiffigen Leuten ausgeräubert zu werden. Nicht alle Verleger haben Karl May schlecht bezahlt, er hat auch anständige Leute gefunden, aber verführerisch für den Geschäftsmann ist der Idealist immer, besonders wenn ungünstige Geschichten über ihn im Gange sind. Aber man möchte wohl fragen, was eigentlich die Vergehen der Jugend, oder auch die des Alters mit dem Urteil über die Werke des Autors zu tun haben. Im Alter hat Karl May ja nichts Böses getan, aber als junger Bursche ist er gerichtlich bestraft worden. Es ist ihm so ergangen, wie es Shakespeare ergangen ist, der wegen Wilddiebstahls eingesperrt wurde. Ist denn aber ein Zusammenhang zwischen der strafbaren Tat und der bewunderungswerten Schönheit des dichterischen Gedankens? François Villon, der heute noch so gefeierte Poet, starb vor einigen Jahrhunderten am Galgen. In den Veden heißt ein Vers: „Wer Brahma erkennt, der ist ohne Sünde.

Und wenn er Vater und Mutter erschlüge, wenn er die heilige Kuh ermordete, die von einem Lichtstrahl der Gottheit erzeugte – wer Brahma erkennt, der ist ohne Sünde.“ So schlimm hat Karl May es ja gar nicht getrieben. Weder seine Eltern noch eine heilige Kuh hat er getötet, aber Brahma hat er erkannt.

Oder was ist mit der Erkenntnis Brahmas gemeint als der Einblick in die göttlichen Geheimnisse, die in Philosophie und Kunst vor die Menschheit treten und von dieser nicht begriffen, sondern nur **[159]** von den Eingeweihten wahrgenommen werden? Man möchte hier aber wohl fragen, wie sich denn der Gedanke zur Tat verhält. Gewiß ist die Tat immer das Ergebnis, gewissermaßen der sichtbare Ausdruck des Gedankens, dagegen wird durchaus nicht jeder Gedanke zur Tat. Die Dichter sind mit Phantasie in hervorragendem Maße begabt, wenn aber jeder ihrer Gedanken sich in Tat umsetzte, würden ein Himmel und eine Hölle auftreten. Schon der Umstand, daß einige der dichterischen Gedanken sich in Tat umsetzen, bewirkt, daß das Leben des Dichters eine andere Färbung annimmt als die des Menschen mit geringer, schwacher Phantasie. Der Dichter ist zu Handlungen fähig und geneigt, die dem gewöhnlichen Menschen ganz fern liegen, weshalb man vom „holden Wahnsinn des Dichters“ gesprochen hat. Verschiedene Arten des Wahnsinns gibt es, der Dichter und Künstler aber besitzt den göttlichen Wahnsinn, ohne den er nur handwerksmäßig zu arbeiten vermöchte. Die Phantasie des Dichters nun, der spannende Romane und packende Dramen schreibt, ist so gefüllt mit ungewöhnlichen Ereignissen, unter denen seine Figuren ihr aufregendes Dasein führen, daß er selbst etwas Ungewöhnliches in das bürgerliche tägliche Leben bringt und mitunter zu Handlungen kommen kann, die den allgemeinen Begriffen von Recht und Sitte widersprechen. Sagt nicht Goethe, er gebe kein Verbrechen, das er nicht in Gedanken einmal begangen hätte? So ist der scheinbare Zwiespalt zwischen dem praktischen Dasein und den künstlerischen Werken des mit Phantasie begabten Menschen zu erklären.

[160] Ueberhaupt sollte man sich gewöhnen, die Dinge nur nach ihren eigenen Gesetzen, nicht aber nach abgeleiteten Meinungen zu beurteilen. Ein Mann kann ein vorzüglicher Beamter, von Rechtlichkeit und Scharfsinn sein, höchst praktisch in den Geschäften – er läßt eines Tages ein Buch erscheinen, das geradezu lächerlich wirkt. Oft ganz widerspruchsvoll wohnen die verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten nebeneinander in einem und demselben Kopf. Literatur ist ein Gebiet für sich, das Anlage und Uebung verlangt wie irgend eine andere Kunst, aber wenig oder nichts mit sonstigen Charakterzügen oder erworbenem Wissen zu tun hat. Das hat man u. a. erfahren, wenn man, von der Meinung ausgehend, ein bedeutender Schriftsteller müsse ein bedeutender Politiker sein, diese oder jene literarische Berühmtheit in den Landtag oder Reichstag wählte. Die Berühmtheit wurde als Abgeordneter eine Null. Vielfach wirken ausgedehntes Wissen und ein tiefer philosophischer Geist zur Hervorbringung von Meisterwerken, vielfach aber sind sie der guten Wirkung des literarischen Erzeugnisses hinderlich. Denn es kommt auf das Talent der Darstellung und auf das glückliche Erfassen anziehender Stoffe an, und oft hat schon ein ungebildeter Mensch in ganz naiver Weise Sachen geschrieben, die allgemeines Aufmerken erregten, während ein fein gebildeter Geist auf Schritt und Tritt Hindernisse findet. Dieser möchte nicht gern Unsinn vorbringen, der doch in vielen Fällen der Wirkung gerade förderlich ist. Ein fein „gebildeter“ Geist hätte doch z. B. die Verherrlichung des Negervolkes in „Onkel Toms Hütte“ gar **[161]** nicht fertig gebracht. Die Vorurteile und Leidenschaften des Publikums in Schwingung versetzen kann der Ungebildete gerade so gut wie der Gebildete, wenn er nur das richtige Talent hat. Es geht darin dem Schriftsteller wie dem Redner, der, vorausgesetzt, daß er eine gewandte Zunge und gute Lunge hat, den größten Kreis der Zuhörer in Irrtümer und Torheiten, ja auch zu Verbrechen mit fortreißen kann. Dazu liefert der Reichstag in jeder Sitzung schlagende Beispiele. Es wäre schlimm für die meisten Redner, wenn Wahrheit ein Erfordernis der wirksamen Rede wäre, denn dazu gehörte eine gute Kenntnis des zu behandelnden Stoffes. Aber nicht hierauf kommt es dem öffentlichen Redner an. Wahrheit ist ihm gerade so wie dem Schriftsteller nicht das Erfordernis seiner Leistung, sondern er will wirken. Hierin liegt es auch, daß eine grundsätzliche Unterscheidung der sogenannten Schundliteratur gar nicht möglich ist. Die herrlichsten Schöpfungen der Literatur wirken mit ganz denselben Mitteln wie die sogenannte Schundliteratur, nämlich dadurch, daß sie Herz und Gemüt des Lesers ergreifen vermöge der ganz eigentümlichen und nicht erklärbaren Kunst der Faszination. Und diese besaß Karl May, das beweisen die Millionen seiner Leser.

„*Teneros mihi fascinit agnos* – er bezaubert mir die zarten Lämmer“, klagt der Kunstkritiker.

[(162)]

Am Grabe Beecher Stowes

(1908)

Von Klara M a y

Wieder ist der Kreislauf vollendet, ein Jahr sank hinter uns hinab in die Ewigkeit, die sich schweigend hinter uns schließt. Nichts als die Erinnerungen können wir retten, und gern weilen die Gedanken bei unvergeßlichen Eindrücken, die wie Lotosblumen auftauchen auf stillem See.

Solche eine Lotosblume ist für mich der Erinnerungstag an Harriet Beecher-Stowe, in deren trautem Heim in Andover wir schöne Stunden verlebten. Ihr Zimmer, in dem sie wirkte, blieb unbewohnt, aus dem übrigen Teil des Hauses wurde ein Boarding Hous[e] gemacht, in der vornehmen Art der amerikanischen Pensionen, wo man sehr gut aufgehoben ist. So wurde die Möglichkeit geschaffen, die Wirkungsstätte dieser Frau zu erhalten. Das Hauptwerk „*Uncle Toms cabin*“ wurde aber nicht dort geschrieben, sondern in Brunswick, obgleich Mrs. Stowe schon 1850 nach Andover kam und „Onkel Toms Hütte“ schon 1851 in der „*National Era*“ erschien und ungeheures Aufsehen erregte, bevor es die Sklavenbefreiung hervorrief. Im Jahre 1894 starb Mrs. Stowe in Andover.

[163] Auf ihrem stillen, von unendlicher Poesie umwobenen Grab saßen wir lange. Karl May sprach mit Begeisterung von der Frau, die er höher bewertete als viele der mehr oder weniger schimmernden Sterne am literarischen Himmel.

„Diese Frau“, so sagte er, „war eine Erlöserin, eine Gottgesandte, ihr gebührt der Dank der ganzen Welt. Die Form, in die sie ihre Gedanken goß, stand nicht künstlerisch hoch; doch darauf kommt es nicht an: der kostbare Inhalt, das edle Wollen ist die Hauptsache und der unendliche Segen, der daraus erwächst. Wieviel Leid hat sie gelindert! Was nützt die schönste Form, das kostbarste Gefäß, wenn es nur schale Alltäglichkeit faßt? Ihre Gaben bargen unendliche Güte von tiefer Menschenliebe durchleuchtet, sie schrieb aus dem Herzen für die Herzen, und diese Sprache verstand sie, da war sie Meisterin. Die Herzen öffneten sich ihr. Sie erreichte, was ein ernst ringender Mensch zu erreichen vermag: V e r b e s s e r u n g , V e r e d l u n g . Sie hatte den Blick auf ein hohes Ziel gerichtet und es unentwegt verfolgt. Tausende segnen ihr Andenken.“

Mein Mann war tief bewegt und schwieg. Er nahm sein Notizbuch und schrieb. Ich ließ ihn allein und gab mich still dem Zauber des Ortes hin. Wie ein Dom wölbten sich die hohen Bäume ringsum. Keine Mauer umschließt den Gottesacker, weithinaus schweift das Auge bis zum fernen Indian Reed. Die hundertjährigen Baumriesen wirken hier wie Naturdenkmäler, als Zeugen großer Vergangenheit.

Fast alle Friedhöfe Amerikas sind so schön wie ein Naturpark. Dieser hier wirkte ganz besonders friedlich und versonnen, mit seinem kleinen See, über dem bunte Libellen gaukelten. Das schlichte Steinkreuz auf dem Hügel der Schriftstellerin ist kaum **[164]** mannshoch, und dennoch ist es das größte Steinzeichen ringsum, auch hat nur sie einen Hügel, all die andern deckt ein glatter Rasenteppich und nur ganz kleine Steine, nicht viel größer als ein Kopf, nennen die Namen derer, die hier zur Ruhe gebettet wurden, ohne den Tag der Geburt und des Todes anzugeben. Solch ein Friedhof macht einen friedlichen, ja heiteren Eindruck. Menschen, die nie ähnliches sahen, vermögen nicht leicht zu empfinden, welche Poesie solch einen amerikanischen Friedhof umwebt. Unsere entsetzlichen Steinäcker mit den oft ausgesucht unschönen, schwer lastenden Grabsteinen und gewichtig ummauerten Hügeln jagen den Besucher förmlich hinaus, die vielen Steine wirken bedrückend, besonders wenn noch der Baumwuchs fehlt. Im „poesielosen“ Amerika läßt man die Natur wirken, jeweils der schönste, sonnigste Platz dient den Toten als Ruhestätte. Die Natur versöhnt und erhebt. Was einst Mensch war, tritt da bescheiden zurück, mit wenigen Ausnahmen. Nur für die Angehörigen ein Name auf kleinem schlichten Stein, den die Zeit bald auswischt, um Platz zu schaffen für Neue, die diesen Kreislauf vollendeten.

Diese Gedanken bewegten mich, während Karl May emsig schreibend auf dem Hügel saß und von Zeit zu Zeit hinaus in die Weite blickte. Ich hoffte einen ganzen Roman zu hören, aber nichts von dem. Er stand auf, faltete das Geschriebene zusammen und steckte es in den Epheu, der dicht den Hügel überspinnt, nahm ein

Epheublatt und legte es in sein Buch, dann nickte er mir freundlich zu und still gingen wir von dannen.

[165] Wenn mein Mann solche Eindrücke zu verarbeiten hatte, sprach er nicht und vergaß seine Umgebung für Stunden. Ich kannte diesen Zustand und hütete mich, ihn zu stören, hielt dann im Gegenteil alles von ihm fern. Er war wie ein Schlafwandler, mit offenen Augen sah er, wie man glauben konnte, alles, und in Wirklichkeit nichts. Er war für die Außenwelt abgeschlossen.

Als er aber auch am Abend und am andern Morgen nicht davon sprach, was er am Grabe geschrieben und was das im Epheu verborgene Papier enthalten habe, fragte ich ihn danach. Er entgegnete: „Im Gedicht sprach ich mit ihr, was ich schrieb, war nur für sie!“

Leider kam ich nicht mehr nach Andover, sonst hätte ich vielleicht den Zettel gesucht und den Inhalt abgeschrieben – vielleicht aber auch nicht, denn in die Kreise dieser Ausnahmemenschen soll man nicht hineingreifen. Jedenfalls war es ein echter Zug Karl Mays, den ich oft beobachtete; was ihm zu heilig, zu persönlich innerlich war, überlebte die geweihte Stunde nicht, die er mit einer Zartheit und Liebe zu umgeben verstand, wie ich sie sonst nie im Leben kennen lernte.

[(166)]

Ein Indianerbuch[24]

Von Dr. Curt Floericke

Bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist ein höchst eigenartiges Werk erschienen, das alle Leser Karl Mays in ungewöhnlichem Maß fesseln dürfte, und dem wir deshalb hier eine ausführliche Besprechung gönnen wollen. Es behandelt die sagenumwobenen Indianerstämme des nordamerikanischen Waldgebiets und der Prärie, aber in ganz neuartiger, ebenso unterhaltender wie belehrender Weise. Hermann Dengler, einer der besten Kenner des Indianerlebens, hat es unternommen, aus guten älteren Werken eine Reihe der bezeichnendste und denkwürdigsten Abbildungen zu einem planmäßig aufgebauten Ganzen zusammenzustellen und sie mit kurzen, sachlich überaus wertvollen Erläuterungen zu versehen. So erhalten wir ein fast erschöpfendes Bild des Indianerlebens, wie es tatsächlich sich abgespielt hat, ehe die letzten Reste des tapferen Volkes in den Reservationen angesiedelt wurden. Dengler ist übrigens der Meinung, daß ein eigentliches Aussterben dieser letzten Reste nicht so sehr zu befürchten ist, als eine allmähliche Aufsaugung durch die weiße Rasse und vor allem das Verschwinden ihrer alten **[167]** und eigenartigen Kultur. Denn eine solche fand sich ebenso wie eine eigenartige, aber in mancher Hinsicht bemerkenswert hochstehende Moral auch bei den wildesten Nomadenvölkern schon zu der Zeit vor, als die ersten „Blaßgesichter" die Neue Welt betraten. Dengler ist deshalb in seinem, vom Verlag sehr gut und vornehm ausgestatteten Buch namentlich bemüht, uns diese alte Indianerkultur aufzudecken und ihre Zusammenhänge klarzulegen.

Bison-Jagd im Winter auf Schneeschuhen

Wohl den meisten von uns ist eine gewisse Vorliebe für den vom Schimmer der Romantik unwobenen Indianer zurückgeblieben noch von der Zeit her, wo wir mit jugendheißen Wangen und glühender Begeisterung Coopers spannende Lederstrumpfgeschichten lasen, wo wir bei unseren Indianerspielen Pfeil und Bogen handhaben lernten, uns statt der Adlerfedern Gänsefedern ins wirre Knabenhaar steckten und mit Todesverachtung am Lagerfeuer die mit getrockneten Kastanienblättern gestopfte Friedenspfeife rauchten. Und in der Tat wirft auch für den nüchternen und gereiften Beurteiler der der Ueberlegenheit der europäischen Waffen gegenüber von vornherein aussichtlose Heldenkampf der roten Rasse gegen die weißen Eindringlinge einen verklärenden und versöhnenden Schein über die oft brutale Rohheit und Grausamkeit des indianischen Charakters. Der Durchschnitts-Indianer ist nicht der poetische Held der Cooperschen Romane, aber auch nicht der erbarmungslose Teufel, als den die Ansiedler ihn hinzustellen liebten. So erfahren wir durch Dengler zu unserer Ueberraschung, daß die entsetzliche Sitte des Skalpierens ursprünglich **[168]** der Mehrzahl der Indianerstämme fremd war und erst von den weißen Gegnern übernommen wurde! Die Geschichte des jahrhundertelangen Vernichtungskampfes zwischen der weißen und der roten Rasse hat tatsächlich auf indianischer Seite mehr Züge von Ritterlichkeit und Großmut

[24] Hierzu 4 Bildproben.

aufzuweisen als auf europäischer. Es ist ein großes Verdienst von Denglers Buch, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, mit zahllosen falschen Ansichten und Vorurteilen gründlich aufzuräumen und uns den Indianer wahrheitsgetreu so darzustellen, wie er in Wirklichkeit leibte und lebte. Dazu erweisen sich die zahlreichen anschaulichen, lebensvollen Bilder mit ihrem scharf erläuternden Text als das denkbar beste Mittel.

Wir erblicken auf einigen von ihnen die Bildnisse hervorragender Häuptlinge (besonders schön ist das farbige Titelbild) mit ihren ernsten, oft finsteren, aber zumeist edlen Gesichtszügen und lernen dabei zugleich die bezeichnenden Unterschiede in Haartracht, Schmuck, Bemalung, Bekleidung und Bewaffnung der einzelnen Zeitabschnitte und Stämme kennen. Es finden sich darunter nicht nur kampferprobte Kriegsführer, sondern auch echte Kulturträger, wie der kluge Mischling Sequoja, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine indianische Schriftsprache mit sehr vollkommenem Alphabet aufstellte, so daß viel Tausende von Indianern in wenigen Monaten lesen und schreiben lernen konnten. Andere Abbildungen zeigen uns offene Dörfer der seßhaften Stämme mit Feldern und Gärten oder befestigte, bei denen die kreisförmig angeordneten Hütten von **[169]** einem starken Palisadenzaun umgeben sind, oder die Kegelzelte der Jägerstämme aus den Prärien, deren Stangengerüst mit gegerbten und oft kunstvoll bemalten Bisonhäuten überzogen ist, oder die Erdwohnungen für den Winter, deren Mittelpunkt der Feuerplatz bildete, hinter dem der Hausherr mit etwaigen Gästen seinen Sitz hatte. Die Langeweile des Winters suchte man durch Gesellschaftsspiele auf dem Eise zu bannen. Namentlich ein an unser Tennis erinnerndes Ballspiel erfreute sich großer Beliebtheit, und auch ein Reifenspiel war weit verbreitet. Alle Indianer waren leidenschaftliche Spieler; bei ihren Glücksspielen mußten markierte Pflaumenkerne oder verschiedenartig zurechtgeschnitzte Knochenstücke die Stelle unserer Würfel vertreten. Die Jagd, die bei den meisten Stämmen die Hauptbeschäftigung der Männer bildete, wurde auch im Winter auf Schneeschuhen eifrig betrieben, um besonders warme und dichte Felle zu erhalten (siehe Bildprobe).

Während der schönen Jahreszeit veranstaltete man gerne zu Fuß oder zu Pferde große Treib- oder Einkreisungsjagden, wobei aber die Teilnehmer streng an bestimmte Jagdgesetze gebunden waren. Den Indianern ist also die Vernichtung der einst so gewaltigen nordamerikanischen Wildbestände wahrlich nicht zuzuschreiben, sondern lediglich der unersättlichen Gewinngier und Schießlust der weißen Rasse. Mit besonderer Vorliebe beschlich der mit Pfeil und Bogen bewaffnete Indianer, der wegen seiner Anspruchslosigkeit und Sinnesschärfe von jeher ein vorzüglicher Jäger war, das Wild, indem er sich **[170]** in ein eigens dazu präpariertes Tierfell hüllte und so selbst eine bestimmte Tierart vortäuschte. Merkwürdig ist es, daß auch die Indianer die Beizjagd kannten. Das Einfangen der wilden Pferde geschah durch berittene Jäger mit dem Lasso. Zur Anrufung des Jagdglücks dienten die berühmten Tiertänze, wie Bären-, Bison-, Antilopentanz usw., die also keineswegs bloße Belustigungen darstellen. Die Teilnehmer waren mit Hilfe von Fellen als die betreffende Tierart maskiert und bemühten sich, deren naturgemäße Bewegungen möglichst täuschend nachzuahmen. Bekanntlich haben solche Tiertänze den modernen „Trotts“ Ueber-Europas zum Vorbild gedient. Der Skalptanz, also das Umtanzen geschmückter Skalpe war dagegen Sache der Frauen.

Der Heilige Tanz im großen Wigwam

Sehr verbreitet war das Geheimbundwesen, und jeder dieser Bünde hatte wieder seine eigenen Tänze, die nach einem strengen Ritual peinlich genau geordnet sind. Es gibt unter diesen Geheimbünden sogar solche, die starke Ankläge an die Freimaurerei aufweisen, aber im Gegensatz zu dieser auch den Frauen zugänglich sind. Das Abzeichen des Ordens ist der aus fein gegerbter Tierhaut angefertigte und mit allerlei kuriosem Krimskrams gefüllte „Medizinbeutel“ (Totem!). Die Neuaufnahmen sowie die Beförderungen in die höheren Grade sind mit der Aufführung heiliger Tänze verbunden und werden in eigens zu diesem Zweck errichteten großen „Wigwams“ abgehalten (siehe Bildprobe).

Eine Reihe weiterer Bilder zeigt uns die Indianer bei den Verrichtungen des Alltags, so bei der Bearbeitung ihrer Felder mit Hacken aus Schildkrötenschalen **[171]** oder den Schulterblättern des Hirsches, bei der

Gewinnung von Goldschmuck aus dem goldführenden Sand bestimmter Flußläufe, beim Fischfang mit Handnetzen, Speeren und Reusen, beim Braten der erbeuteten Fische auf einem über dem Feuer errichteten Rost, beim Anfertigen ihrer leichten Rindenkanus und Einbäume, wobei das Innere eines passenden Stückes Baumstamm mit Hilfe von Feuer und Muschelschalen ausgehöhlt wurde, bei der Reisernte in den Sumpfgebieten und bei der Gewinnung von Zucker aus dem Safte angebohrter Zuckerahornbäume, beim Plauderstündchen und in feierlicher Versammlung, beim Marsch durch die Prärie mit Hundeschlitten oder Pferdeschleifen. Die Gefahren des Prärielebens finden durch die rasende Flucht vor dem Präriebrand (siehe Bildprobe) eine grelle Beleuchtung. Die abstoßendsten Seiten des indianischen Charakters enthüllen uns die Bilder über Kriegführung und Gefangenenbehandlung, namentlich die über die Verstümmelung der Gefallenen. Der Kriegsbeschluß erfolgte in einer Männerversammlung durch Einschlagen und nachherigem Umtanzen der rotgeschmückten Kriegsaxt in den Kriegspfahl. Jeder, den dann gleichfalls seine Streitaxt unter Anstimmung des Kriegsgesangs in den Pfahl einschlug, verpflichtete sich damit zur bedingungslosen Teilnahme an dem geplanten Heereszug (siehe Bildprobe). Dem Feinde übermittelte man die Kriegserklärung dadurch, daß man sich nachts an seine Dörfer heranschlich und Pfeile hineinschoß, an denen Menschenhaarsträhnen befestigt waren.

Flucht vor dem Präriebrand

Der Schlag an den Kriegspfahl

Der Krieg selbst wurde mit schonungsloser Grausamkeit **[172]** geführt, war aber lediglich Kleinkrieg und bestand zumeist aus gegenseitigen Ueberfällen. Die Gefangenen wurden in die Dörfer der Sieger geschleppt und hier am liebsten adoptiert, um die eigenen Verluste des Stammes zu ersetzen und den Witwen der Gefallenen neue Ernährer zu verschaffen. Nur wenn die Adoption an dem Widerwillen der Beteiligten scheiterte, kam der Gefangene an den berüchtigten Marterpfahl, der die indianische Standhaftigkeit auf eine furchtbare Probe stellte. Wahrhaft erschütternd wirken endlich noch die Bilder mit den Totenklagen, den Häuptlingsgräbern und den Leichengerüsten. Namentlich die Präriestämme bestatteten nämlich ihre Toten auf Plattformen aus Stangen, die in den Wipfeln alter Bäume oder auch ganz frei in der Steppe errichtet wurden. In seiner tieftraurigen Melancholie wirkt ein solches Totengerüst fast wie eine Klage über den Untergang des Indianervolkes selbst.

[(173)]

Der Märchenerzähler

Eine Plauderei von Dr. Franz C o r n a r o

©

25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

[(199)]

Kandolf in Mekka

Von Seminar-Oberlehrer Fritz P r ü f e r

©

[(206)]

Hellsinnigkeit

Von Dr. Heinrich L h o t z k y

Es ist eine weit verbreitete Lehre, daß der Mensch die Möglichkeit habe, sich doppelter Sinne zu erfreuen, die in ein Gebiet reichen, das jenseits der Wahrnehmungsfähigkeit gewöhnlicher Sinne liegt. Das sind also Gebiete des rein Geistigen, das mit grobem Stoff nichts mehr zu tun hat als seelische Zustände oder dergleichen, oder das auch räumlich und zeitlich für gewöhnliche Sinne unerreichbar ist. Nun hören wir zwar neuerdings ohne leitenden Draht, was in Amerika gesprochen wird, aber damit sind wir noch nicht hellhörig, denn wir wissen, daß dazu sehr genau gearbeitete Werkzeuge nötig sind, die allerdings unsichtbare Ströme aussenden beziehentlich empfangen.

Die genannte Lehre meint jedenfalls, daß wir gewisse Organe hätten, die bei den meisten unausgebildet sind, die aber in genauer Beziehung zu unsern Werkzeugen der sinnlichen Wahrnehmung stehen und ihnen auch im Gebiete der Seele oder des Geistes genau entsprechen.

Wir haben nun fünf Sinne nach der üblichen Auffassung, die an unsere körperlichen Gliedmaßen von Auge, Ohr, Nase, Gaumen und Hand oder Fuß gebunden **[207]** sind und als Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen zu unserem Bewußtsein kommen. Man will sogar einen sechsten Sinn wissenschaftlich feststellen, den Sinn des Gleichgewichts, der mit winzigen Organen im Ohr zusammenhängt, und den man deutlich machen kann, wenn man mit geschlossenen Augen und ausgebreiteten Armen durch ein Zimmer zu gehen versucht. Jemand hat einmal Taubstumme eingeteilt in solche, die das vermögen, und solche, denen es versagt ist, und erklärte die ersteren für heilbar, die letzteren für unheilbar.

Hier brauchen wir uns nur an die üblichen fünf Sinne zu halten, und die Behauptung der Lehre ist, es gebe ein Art jenseitigen Auges, Ohres usw., wobei unter jenseitig verstanden wird jenseits der Sinnenwelt. Das wären also metaphysische Organe im eigentlichen Sinne oder zu deutsch Gliedmaßen der Uebersinnlichkeit, oder, wenn man es wörtlich übersetzen will, der Hintersinnlichkeit.

Ich habe nicht gesagt, daß es ein Glück ist, solche zu besitzen. Ich wünsche mir keine und bin froh, daß ich keine habe, denn wenn es das gibt, ist es doch immerhin eine gewisse vorzeitige Reife, die wahrscheinlich auf Kosten der eigentlichen, natürlich sinngemäßen Reife geht. Gibt es solche Hintersinnlichkeit, so ist sie unzweifelhaft für alle da, wenn sie soweit ausgereift sind, daß sie ihrer bedürfen. Was man aber in unserm jetzigen Sinnenzustand zu erleben bekommt, ist etwas erschreckend Einseitiges, das noch dazu auf unser gewöhnliches Sinnenleben außerordentlich störend wirkt.

Man denke sich jemand, der hellsehend ist. Es gibt **[208]** anscheinend solche. Meistens sind es Frauenzimmer, die man als mehr oder weniger hysterisch betrachten muß, die also krank sind. Da ist die Fähigkeit des Hellgesichts dermaßen überwiegend, daß das einfache Sinnenleben, wahrscheinlich auch jede vernünftige Arbeit, aber auch die andern Innensinne sicher zu kurz kommen. Das kann nur ein Unglück sein, aber kein Glück.

Ich kannte einen übernervösen Herrn, der unsagbar unter Wetter und besonders Feuchtigkeit litt. Als ich ihn einmal besuchte, mußte ich einen Weg von einer Stunde durchs Gebirge zurücklegen. Unterwegs bekam ich einen Anfall von Gallenkolik und setzte mich erschöpft an einem Abhang nieder. Als der Anfall vorüber war, nahm ich meinen Weg wieder auf und durchwanderte noch zwei Täler, bis ich zu der Behausung des Betreffenden kam. „Wie geht's Ihnen?“ begann er teilnehmend, „Sie hatten unterwegs ein Unwohlsein, das Sie zum Niederlegen nötigte.“ Ich starrte ihn an. „Ich habe gesehen, daß Ihnen sehr schlecht zu Mute war und sah Sie an der Erde liegen.“ Später zeigte er mir im Vorübergehen genau die Stelle.

Nun, er war krank. Offenbar hatte sich das Hellsehen auf Kosten seiner übrigen körperlichen Funktionen genährt. Eine mir bekannte Dame verlor die Fähigkeit des Hellsehens, als sie – heiratete. Sehr begreiflich.

Eigentümlich ist, daß man aus den dafür aufgeschlossenen Kreisen immer nur hört von Hellsehenden und Hellhörenden. Letztere vernehmen offenbar Stimmen, die man sonst nicht hört, nicht hören kann, **[209]** weil sie aus einer uns regelmäßigerweise verschlossenen Welt stammen. Erstere sehen allerlei, aber von einer Helligkeit sonstiger Sinne hört man nichts. Das ist auffallend. Aber es ist gut so.

Ich halte es für das große, ja größte Glück des menschlichen Daseins, daß wir eingeschlossen sind in eine sehr engbegrenzte Sinnenwelt, meistens ohne Ahnung von einer übersinnlichen Welt, und uns in dieser so betätigen müssen, wie wir wirklich sind, unter Ausschluß aller von sonstwo hereinragenden Gewalten. Nur

so kann der Mensch etwas werden, etwas lernen. Nur so weiß der Mensch, wer er wirklich ist, weil er ganz auf sich allein gestellt und von allem Einmischen irgend einer Geisteswelt befreit ist. Ein Tor, wer diesen Zustand zu ändern trachtet!

Es ist ungefähr so im Leben, wie wir's in der Schule hatten. Vielleicht machens die Schulmeister heute noch so mit den Schülern. Wir wurden zuweilen eingesperrt unter strengster Beaufsichtigung und mußten irgend welche Aufgaben ohne alle Hilfsmittel lösen, rein aus uns selbst heraus. Das ganze hieß im Deutschen: Klausur. Die Lehrer wollte sehen und gleichsam uns selbst vorführen, was wir allein wüßten und ohne Hilfe leisten könnten.

Wer nun hellsehend oder hellhörig ist, der hat die wohlgeordnete Klausur unseres Sinnendaseins durch Schuld oder Zufall, jedenfalls auf Kosten des ganzen erziehlichen Verfahrens durchbrochen und gleicht einem Schüler, der unter der Bank oder irgendwo draußen eine unter dem Gewand sorgfältig verborgene Spicke benutzt – so nannten wir allerhand Eselsbrücken – und dadurch den Schulplan stört. Ich **[210]** kann mir schon vorstellen, daß es die Absicht der Natur sein könnte, uns einmal hellsinnig werden zu lassen, aber selbstverständlich erst dann, wenn wir vollsinnig geworden sind, d. h. im Gebrauch aller unserer Sinne soweit gekommen sind, daß wir über ihren Gebrauch hinauswachsen müssen. Alles andere ist ungesunde Frühreife.

Wenn man im Sommer unter einen Apfelbaum oder überhaupt unter einen Obstbaum tritt, bemerkt man immer einige Früchte, die den andern weit vorausgeeilt sind in der Reife. Aber der Gartenfreund weiß genau, daß in jeder solchen Frucht ein Wurm sitzt, der sie allerdings früher reifen läßt, aber auch früh und unvollendet welken macht, weil sie durch ihn krank geworden ist. So wird's wohl auch mit den Hellsehern und Hellhörern sein. Es ist immer nur ein Sinn so hell geworden, und die eigentlichen Sinne sind offenbar unausgebildet.

Die menschlichen Sinne sind noch lange nicht so weit entwickelt, daß sie einer Ueberhellung bedürften oder sie nur vertragen könnten. Das lehrt uns die einfachste Naturwissenschaft. In einem gewissen Sinne möchte ich behaupten, die Naturwissenschaft lehrt uns die Kunst, richtig und wirklich zu sehen, zu hören und unsere sinnlichen Fähigkeiten in einer streng begrenzten Sinnenwelt zu gebrauchen. Daß wir darin noch längst nicht vollkommen sind, lehrt uns jeder Tag. Darum weg einstweilen mit der Hintersinnlichkeit. Macht mit ihren unglücklichen Trägern Kaltwasserkuren, laßt ihre Trägerinnen heiraten, kurz, behandelt sie mit vernünftigen einfachen Mitteln, aber setzt sie nicht auf den Dreifuß, haltet **[211]** sie lieber in der köstlichen Sinnlichkeit, die das wertvollste Geschenk des Planeten ist. Nur die Raupe wird ein wohlausgebildeter Schmetterling, die als Raupe gefressen hat, was die Kiefern zwingen konnten, und wahrscheinlich wird nur der Mensch ein Vollbürger in der Uebersinnlichkeit, der ein tunlichst vollendetes Sinnenleben geführt hat. Die Inder sagen, er müßte sonst das ganze Schlamassel nochmals durchmachen und immer wieder, bis ers gelernt hätte.

Also aus der Einseitigkeit hellsinnlicher Begabung kann man schon auf ihre Unzulänglichkeit und Krankhaftigkeit schließen.

Wo aber bleiben die andern drei Sinne? Gibt es neben hellem Hören und Sehen auch ein helles Riechen, Schmecken, Fühlen? Ich meine doch.

Bekanntlich teilen wir unsere Sinnlichkeit mit der uns nahestehenden Tierwelt. Nun wollen die Lehrer der Uebersinnlichkeit oft genug bei Tieren Hellsehen festgestellt haben. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen.

Ich habe mich immer gewundert, woher alle Tiere im Naturzustand wissen, was für sie schädlich oder nützlich ist. Warum läßt das Rindvieh auf der Weide gewisse üppige Pflanzen einfach stehen? Offenbar empfindet auch das grünste Kalb, daß sie schädlich sind. Warum verließen vor dem letzten großen Erdbeben in Messina alle Katzen die Stadt? – Im Jahre 1910 hatten wir eine mehrmonatige Ueberschwemmung an den Ufern des Bodensees, die ganz ungewöhnlich war und die Monate Mai, Juni, Juli umfaßte. Warum legten in dem Jahre ganz gegen ihre **[212]** sonstige Gewohnheit die Wildenten ihre Nester weit ab von den Seeufern an, wo sie von den später kommenden Fluten nicht erreicht werden konnten? Man sagt: Aus Instinkt. Gut. Aber was ist Instinkt? Ein Wort, das sich eingestellt hat, wo Begriffe fehlen. Mir hat noch niemand erklärt, was Instinkt ist. Ich sage, Instinkt hängt zusammen mit der Hellsinnigkeit.

Eine gesunde und unserem jetzigen Zustand zuträgliche Hellsinnigkeit ist offenbar viel häufiger und weiter verbreitet als wir denken. Ich glaube, es ist gut, wenn wir sie nicht besonders auszubilden suchen, es wird

auch nichts schaden, wenn wir sie im allgemeinen nicht beachten, aber da ist sie jedenfalls.

Mir scheint, unter den Menschen gibt's neben dem Hellsehen und Hellhören auch ein weit verbreitetes Hellfühlen, und die richtigen, echten Hellfühler nennen wir – Phantasten. Phantasie haben wir alle mehr oder weniger, aber wirklich und klar ausgebildet ist sie nur bei besonderen Menschen, den Phantasten. Das sind Menschen, die hineinfühlen in sonst sinnlich nicht Wahrnehmbares. Sie erfühlen geheime Fäden des Seins, jenseits der gewöhnlichen sinnlichen Wirklichkeit.

Also sind Phantasten keineswegs bloß Träumer und Utopisten oder gar Lügner. Sie sind Hellfühler. Ich las vor Jahren einmal Romane von einem bekannten Schriftsteller, dessen Namen ich absichtlich erst weiter unten nenne, denn der aufmerksame Leser wird ihn selbst erraten. Der beschrieb das lenkbare Luftschiff, und siehe, es wurde darauf Wirklichkeit. Er schilderte ein Mittel, die Kohlenenergie auszuschalten. Ich hoffe bestimmt, daß er seine Erfindung **[213]** vorausgefühlt hat, denn unser Vaterland hat augenblicklich nichts nötiger. Vieles, was Jules Verne „zusammenphantasiert" hat, ist heute schönste Wirklichkeit. So die Reise um die Welt in 80 Tagen, das Unterseeboot, und vieles mehr.

Vor einiger Zeit brachte der Hans Lhotzky Verlag eine phantastische Geschichte eines neu aufwachsenden deutschen Phantasten namens Karl Schworm heraus: „Durch Meere und Wüsten", ein Buch, dessen Verfasser sich offenbar an Karl May, dem Klassiker deutscher Phantasten, gebildet hat, und das den Leser in atemloser Spannung hält. Ich bat ihn, da ich Phantasten liebe, um weitere Arbeiten und erhielt derart Spannendes, daß ich die Handschrift nicht weglegen konnte. Leider konnte das Werk noch nicht veröffentlicht werden und lag Monate lang in meinem Schreibtisch. An einer der spannendsten Stellen beschrieb der Verfasser die Zerstörung eines russischen Kriegsschiffs im goldenen Horn, durch die das heimtückische Albion den General Wrangel zu verderben hoffte. Nachdem ich längst die Geschichte bei Karl Schworm gelesen, las ich sie eines Tages – in der Zeitung als wirklich eingetretene Begebenheit. Der Verfasser des Romans schrieb mir damals und bat um meine Bestätigung, die ich hier öffentlich wiederhole.

Das sind doch keine Träumereien und Hirngespinste oder Lügen, sondern nichts anderes als ein Hellfühlen, das dem Phantasten eigen ist. Darin liegt gerade der eigenartige Reiz, den z. B. Karl May ausübt, und alle, denen reiche Phantasie und hohe schriftstellerische Begabung zu Gebote steht, daß sie die **[214]** Fäden einer möglichen Wirklichkeit sehen und laufen lassen und den Zuhörer die Möglichkeit mit erleben lassen. Warum sollen solche Möglichkeiten nicht auch Wirklichkeiten werden können? Warum sollen sie nicht gelegentlich vorausgefühlte Wirklichkeit sein?

Phantasie ist jedenfalls die Kunst des Möglichen, wie alle Künste, unbekümmert darum, ob es auch die Kunst des Wirklichen ist. Es ist ein Hellfühlen. Ist es die andre Kunst etwa nicht?

Darin liegt auch der hohe erziehliche Wert der phantastischen Schriftsteller. Jawohl, sie haben einen erziehlichen Wert. Man muß aber als Erzieher wissen, wem man sie in die Hände gibt. Kindern, die an sich aufgeregten Sinnes sind, deren Phantasie an sich schon im Verhältnis zu ihrem sonstigen Sinnenleben einseitig erregt ist, würde ich weder Karl May, noch irgend einen Phantasten zu lesen geben. Bei solchen besteht die Gefahr, daß die einseitige Gefühlsausbildung zu einem einseitigen Hellfühlen, Hellsehen oder dergleichen wird. Das ist nach dem Gesagten krankhaft. Dagegen Heranwachsenden, denen jeder phantastische Schwung mangelt, sinnlichen Erdenbürgern, die ein Jenseits der Sinne schlechthin nicht kennen, wird der Phantast ein sehr wertvoller Freund und Erzieher werden. Mir sind sie noch heute die liebsten Freunde, weil mir jede Spur von Phantasie mangelt. Die Kunst der Karl May, Robert Kraft, Karl Schworm usw. begeistert mich geradezu. Mag man mir immerhin den denkbar schlechtesten Geschmack nachsagen. Ich weiß, was mir dient. Und was mir dient, wird auch einer Jugend dienen, die ebenso phantasiearm ist wie ich. Bedarf die Jugend dieses **[215]** Schrifttums nicht mehr, so legt sie's allein weg. Ich habe das oft gesehen, auch bei eigenen Kindern. Wenn sie's aber hineinfrißt und alles andre darüber vergißt, dann soll man ihr die Bücher wegschließen, weil sie in Gefahr steht zur Unzeit hellsinnig zu werden. Wahrscheinlich sind die Entwicklungsjahre dieser Gefahr besonders ausgesetzt. Wer in dieser Gefahr ist, das zu ergründen gehört zur Weisheit der Erzieher, die wie jede Weisheit recht einfach und selbstverständlich ist, und die man eigentlich von Eltern und üblichen Erziehern zu erwarten berechtigt ist. Aber unsern Karl May und seine Genossen in Bausch und Bogen zu verdammen und ihn aus den Büchereien der Jugend zu verbannen, das ist – erzieherische Talentlosigkeit, die wahrscheinlich auch in der übrigen Auswirkung zum Ausdruck kommt und den Schulmeistertyp schafft, den wir seiner Zeit wohl kannten, und der uns vieles in unserer Jugend verekelt hat. Scheltet sie nicht zu sehr! Sie wissen nicht, was sie tun.

May und „Faust“

Von T.[Tono] Kaiser - München

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
Das aus dem Dunklen ins Helle strebt.
(Goethe.)

Dr. Werner Mahrholz hatte einmal im „Literarischen Echo“ Karl Mays seelisches Ringen mit dem Strindbergs verglichen. Professor Dr. Ludwig Gurlitt hat des öfteren vergleichend Friedrich Nietzsche genannt. Aber auch im Vergleich mit andern ringenden bedeutenden Naturen wurde der Radebeuler Dichter schon oft betrachtet.

Immer war der Anlaß zu diesen Vergleichen einesteils Mays eigener Kampf, sein tragisches Leben, sein äußeres wie vor allem sein seelisches Ringen, zum andern die Richtung seines Willens und Sehnens, wie sie in all seinen Schöpfungen bald symbolisch, bald offen und klar hervortritt. –

Ich meinerseits setze statt „May und Strindberg“, statt „May und Nietzsche“, oder statt „May und Goethe“ ganz allgemein May und das Symbol alles Suchens und Strebens: „May und Faust“.

Der Sinn des Goetheschen „Faust“ ist nach des Schöpfers eignen Gesprächen und Niederschriften das Suchen nach einer letzten höchsten Antwort auf **[217]** die Schicksalsfrage des Einzelnen und der im ewigen All wirkenden Menschheit.

Faust wird zum Symbol einer großen hehren Idee gestaltet, zum Symbol der Menschheitsfrage. – Faust kennt zunächst keine höhere Pflicht als Suchender zu sein!

Und nun erinnern wir uns an die Aussprüche Mays, in denen er klar und eindeutig niederlegt, was er erstrebt und ersehnt, was er in Wahrheit will. Der muß absichtlich seine Ohren verstopft halten, der da nicht einen gleichen Willen, eine gleiche Predigt und gleiche Grundidee herausklingen hört:

May sucht wie Faust nach letzten Antworten auf erste und ewig wiederkehrende Menschheitsfragen! Mays „Faust“ ist sein „Ich“, die letzte Menschheitsfrage selbst. Und in all seinen Werken verwandelt sich dieses „Ich“ immer wieder zum großen lebendigen Sucher!

Der suchende Faust indes wird von selbst zum großen Kämpfer, denn aus der Pflicht des Suchens ergibt sich naturnotwendig die Pflicht des Kämpfens. Im Wettstreit zwischen Faust und Mephisto symbolisiert sich der Kampf zwischen dem edlen, zur Höhe strebenden Menschen und der niederen, schmutzigen Welt um ihn, sowie das Ringen seiner besseren Natur mit seinen eigenen niederen Trieben. Jeder hat diesen Kampf zu kämpfen, aber wenige werden von Anfang an überzeugt sein können von der Sieghaftigkeit ihres edlen Strebens und Wollens über ihr niederes Ich, und wenige könnten wie Faust im Bewußtsein, in der Vorahnung ihres Sieges mit dem Symbol aller Finsternis und alles Niederen, mit **[218]** Mephisto getrost und ruhig die Wette um ihre eigene Persönlichkeit eingehen.

Ein Faust konnte rufen:

Werd‘ ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!

Denn eben dieser Faust ahnte und wußte, daß er sich niemals restlos mit dem zufrieden geben wird, was das Niedere der Welt, was Mephisto ihm bieten kann, daß er also niemals wird sagen müssen: „Verweile doch, du bist so schön!“

Zu diesen wenigen indes, die gleich Faust tief im Innersten das Bewußtsein nicht verloren, daß sie im Kampf mit allem Mephistophelischen nicht unterliegen können, gehört Karl May.

Und wie er selbst gleich dem suchenden Faust zum großen Kämpfer geworden ist, und getragen vom Glauben an seinen endgültigen Sieg niemals kleben blieb am Mephistophelischen seines Innersten und seiner Umwelt, so hat er auch in seinen Werken das sich wandelnde „Ich“ und dessen Anhänger immer wieder inmitten aller Gefahren des Niederen und Gemeinen siegreich hervorgehen lassen. May läßt seinen „Faust“, das Faustische in seinem Streben und Wollen nicht untergehen; es muß in all seinen Schöpfungen am Schlusse siegen! Es kann, so wenig als Faust, niemals zum verwehenden, mit dem Hauch des Sumpfigen durchsetzten Augenblick rufen: Laß mich für immer verstrickt sein in deinen Fesseln!

Allerdings: selbst Faust muß, um seinen Kampf immer wieder fortsetzen zu können, durch gar viele **[219]** Irrtümer „sich hindurchwürgen“, wie Goethe sich selbst ausdrückt.

Mußte das nicht auch May persönlich? Und war er nicht ganz ebenso wie Faust beseelt vom heißen aufrichtigen Sehnen und Wünschen aus dem Labyrinth des Irrens und Taumelns herauszukommen, ja selbst diese Seelenerlebnisse zu Nutzen und Frommen seiner weiteren inneren Entwicklung hinzunehmen? Gerade hier war May persönlich ein ganzer Faust, ein lebendiges Symbol des großen Ringens im „Rauschen der Begebenheit“.

Und dies wirkte sich naturnotwendig auch in seinen späteren Schöpfungen aus. Das faustische „Ich“ und dessen Gestalten müssen hindurch durch die eigenen Irrtümer und die Fehler andrer, auf das der aufwärtsstrebenden edlen Menschenseele der Weg geebnet wird zum Sieg und die Antwort näher rückt auf die faustische Menschheitsfrage.

Nun ist es vor allem die Doppelnatur der Faustseele, die den Sieg über die Fehler und Irrtümer des suchenden Kämpfers nicht leicht erringen läßt! Oft blindlings wird Faust innerlich wie äußerlich hin und her geworfen zwischen den Polen niederen Verneinens und reinen Bejahens; oft scheint es als ob er dem Dämon der grauen Lebensniederungen verfallen würde, bis sich schließlich sein stärkeres, höheres Ich zu sich selbst zurückfindet und über die kleine Welt des Tages wie über das Kleinliche der großen Welt ewigen rätselvollen Geschehens sich siegend hinwegschwingt.

Genau so bei May: seine Doppelnatur war beinahe krankhaft ausgeprägt und seine Seelenkämpfe, **[220]** die er im Band „Ich“ streift, warfen ihn im Strudel des Lebens an manche Küsten, an deren Klippen nur eine faustische Natur nicht zerschellt und von wo aus nur faustischer Wille den Weg zu sonnigen, reinen Ufern finden kann. Und wahrlich, er hat ihn nicht nur gefunden, diesen dornigen Weg, er ist ihn auch mit faustischer Zuversicht und mit überlegener, selbsteroberter Ruhe gewandelt. Auch die Helden seiner Schöpfungen läßt er nach Ueberwindung ihrer Doppelnaturen diesen Weg schreiten, diesen Läuterungspfad von Ardistan nach Dschinnistan, vom Animamenschen des Niederen zum starken, sonnigen Edelmenschen im Reiche reiner Menschlichkeit.

Aber auch einen Faust kostet der Sieg seines höheren, sich treubleibenden Ichs ein Opfer! Er opfert Gretchen, den Inbegriff eines unschuldigen, aufblühenden Menschenkindes, um seinem höheren Streben treu bleiben zu können! Mit dem abweisenden „Heinrich, mir graut vor dir“ ist Faust im Sinne Gretchens und der landläufig gültigen Moral menschlich gerichtet. Und eigentlich wäre für den Philister und seine herrschende Gesellschaft Faust als verurteilt erledigt; – aber man macht, und zwar nicht aus höherer Einsicht und aus eignem Erkennen hier mit „Moral“ und deren Gesetzen eine Ausnahme, – denn … Goethe steht majestätisch dahinter, da gibt es nichts zu rütteln, – und deshalb wagt auch niemand in den Kreisen der „Tugendwächter“ und der „Gerechten“ an der Wahrheit zu zweifeln: Ein Faust bleibt eben Faust! –

Karl May vermochte gleich Faust den Sieg seines **[221]** höheren Ichs nicht ohne Opfer zu erringen. Dies bestand vor allem in der Preisgabe seines Vorlebens! Er hätte sich entmutigt und lebensmüde zurückziehen können aus der menschlichen Gesellschaft oder hätte in dieser als Schweigender weiter vegetieren können. Er folgte indes seinem inneren Ruf, seiner Berufung; er folgte mit faustischem Willen dem heiligen Drang seines höheren Ichs und mußte mit diesem Schritt in die Oeffentlichkeit gewärtig sein, von dieser irgendwann gekreuzigt zu werden; das heißt: er begab sich bewußt in die Gefahr, seine früheren Fehler, seinen überwundenen Animamenschen von der gehässigen Welt aufdecken und ausposaunen lassen zu müssen. Und fürwahr, dieses Opfer seiner eignen Person, das er, als die Gefahr Wirklichkeit wurde, auch tapfer trug, dieses Opfer war größer als das Fausts, – er opferte nicht ein Gretchen, sondern sein eigenes Ich!

Aber wer stand hinter der Faustseele Mays in diesem Augenblick? – Es fehlte in seinem eignen Volk, für das er arbeitete, zur rechten Zeit ein Goethe, der sich deckend hätte hinter ihn stellen müssen, auf daß – wie bei Faust – die Macht der Autorität eines großen Erkennenden die „Gerechten“ und Kurzsichtigen zum Schweigen gebracht hätte, und auf daß es durchs ganze Land, durch die ganze Welt geklungen hätte: May bleibt May – – denn ein Faust bleibt eben Faust!

Nur in Mays Werken konnte sich vorerst dies offenbaren, indem er in diesen, bei vielen seiner Helden gleichsam sein inneres Abbild zeichnend, die Gründe hierzu aufzeigt. –

[222] Faust wird durch den Sieg seines sich treu bleibenden höheren Ichs auf den Weg zur befreienden Tat geführt. Im zweiten Teil seines großen Schicksals wird das Tatwerden seines starken, erhabenen

Willens aufgerollt, der in der mutigen Bejahung des Lebens, in einer glühenden Verherrlichung der Diesseitsarbeit im Dienst der Menschheit, in einer Heiligsprechung des Menschheitsdienstes besteht.

Auch May schreitet vorwärts durch die Tat in seinem Sinn, durch seine Werke, durch die er auf seine Art der Mitwelt dienen wollte.

Während aber Faust die Beantwortung der großen Menschheitsfrage mit dem Ausruf:

> Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm –

ins Irdische verwebt, verweist May deren letzte Lösung im christlichen Sinn ins überirdische Jenseitige. Die Symbole sind auf beiden Seiten dem gleichen großen Willen entsprungen, dem Höhenwillen das Rätsel der Menschheitssphinx zu entziffern, Antwort zu geben auf letzte große Fragen und emporzusteigen aus Finsterem zum sonnig Lichten! Aber die Wege zur Lösung sind nicht mehr gemeinsame, sie sind durch die Verschiedenheit der Weltanschauungen Mays und Goethes getrennt. Vom Standpunkt der Weltanschauung aus darf jedoch nicht die wahre Erkenntnis Ciceros getrübt werden: Großes wollen macht groß! Auch ich und z. B. auch Gurlitt gehören nicht den Kreisen an, welche die Möglichkeit einer wirklichen Lösung der Menschheitsfrage im Mayschen, also christlichen, übernatürlichen Sinn vertreten, aber – und das muß klar ausgesprochen werden – es würde eine aus **[223]** Engherzigkeit und Fanatismus geborene Schwäche bedeuten, deshalb das faustische Ringen und Kämpfen Mays und seinen faustischen Willen zu Hohem, Edlem zu verkennen oder aus freigeistiger Dogmatik heraus ihn etwa gar zu verleugnen!

Wer mit solch selbstloser Liebe nach dem Höchsten sucht, wie May es getan hat, der verdient – selbst wenn er im Sinn irgend einer Weltanschauung nicht auf dem richtigen Pfad war, um finden zu können – der verdient wirklich nicht von andern belächelt zu werden, die da glauben nicht mehr suchen zu müssen, obwohl sie letzten Endes auch keine endgültigen letzten Antworten zu geben wissen!

Auch Faust blieb selbst „in seinen höheren Sphären“, wie Goethe sich bezüglich des zweiten Teils der Tragödie ausdrückt, ein Suchender. Im „Gang zu den Müttern“ nun ist der Schlüssel zu den Geheimnissen alles Findens, zu den Geheimnissen des Symbolischen alles Ringens überhaupt vergraben! Faust wandert zu diesen „Müttern“, zum Schoße der Ewigkeit, zum Urquell alles Lebens. Und nachdem ihm Mephisto zuruft:

> Dein Wesen strebe nieder;
> Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder!

drückt er seine Neugier aus, ob Faust wohl auch wirklich wiederkommen wird! – Ob der große Edle wieder ins Leben hineintauchen wird, wenn er am Quell der Ewigkeit den Sinn des Seins geschlürft und die Antwort auf die große Menschheitsfrage erlauscht hat?

Mays Weg zu den „Müttern“, bei denen die Geheimnisse des Seins vergraben liegen, ist in seiner **[224]** Auffassung der Weg zu „Gott“. Er schickt sich und seine Helden zuvor zur Prüfung in die „Geisterschmiede“, in die reinigende Seelenschmiede, um dann diesen Pfad geläutert von Dschinnistan aus, dem Reich des Edelmenschentums antreten zu können. Sein faustischer Wille besiegt zwar das eng Kirchliche und bejaht mit der Verherrlichung des Edelmenschen trotzdem das Reich Fausts, obwohl seine kindliche, ehrliche ungekünstelte Frömmigkeit die letzte Lösung nicht in einem „Gang zu den Müttern“ in der Art Fausts erkennen läßt.

Trotz dieser Verschiedenheiten im einzelnen, ist sowohl in seiner Person wie in seinen Werken eine Entwicklungslinie stark ausgeprägt: Die Faustwerdung seines Ichs durch seinen erhabenen Willen zum Edelmenschen!

Er selbst war sich dessen wohl bewußt, und wenn wir selber mitten im Lebensstrudel von der Woge des Schicksals hin und her geworfen werden – bald an die Klippen des Elends und Leids, bald an die Bucht der Freude – und in ruhiger Stunde zu einer seiner Schöpfungen greifen, dann mögen wir die Verszeilen beherzigen, die er Professor Gurlitt in das Exemplar „Ardistan und Dschinnistan“ schrieb:

> Lies nicht die Worte nur, erforsch den Sinn;
> Du hast als Taucher tief hinabzusteigen.
> Und wenn dann „ich“ dir klar geworden bin,
> Dann wird sich auch dein eignes Ich dir zeigen.

Das soll für alle gelten, die seine Werke zur Hand nehmen! Denn der Vergleich „May und Faust“ hat in Wahrheit mehr als nur literarkritische Berechtigung!

[(225)]

Wilde Blumen[36]

Von Johannes Nixdorf

©

[36] Vorspruch zur Gedächtnisfeier für Johann Christian Günther († 15. März 1723) und Karl May († 30. März 1912) am Karfreitag, 20. März 1923 zu Breslau.

[(228)]

Wettlauf

Eine vergleichende Studie

Von Seminar-Oberlehrer Fritz P r ü f e r

©

37

38

[(253)]

Eine Schüler-Stimme[39]

Von Ulrich J. Schauer

„Ueber Karl May schreiben, wer wird das? Niemand! Ueber einen Sträfling!“ Jawohl, schreibe ich über ihn. Was gehen mich seine Strafen an? Nichts! Wer sein „Ich“ gelesen hat, wird wissen, warum man ihn eingesperrt hat. Und dann hat ja das alles mit Karl Mays Werken nichts zu tun. Ich lese ja nicht seine Strafen und nicht sein Leben, sondern seine Werke. Und über diese will ich nun mein Urteil abgeben.

Ich kann mir nicht denken, weshalb man Karl Mays Werke so verdammt! Doch glaube ich, einen Grund gefunden zu haben. Und zwar ist der recht bezeichnend für die Denkart dieser Leute: „Wer kann nur die Schwindeleien von diesem May lesen? Furchtbar lang hat er im Gefängnis gesessen, und da hat er dann all das Zeug zusammengefaselt. In der langen Zeit kann ein jeder soviel schreiben!“ Ein andrer sagt: „Tja, und im ‚Wilden Westen‘ ist er **[254]** überhaupt gar nicht gewesen. Das hat er eben alles aus andern Büchern abgeschrieben!“

Oh, ihr Einfältigen! Lest doch in den Karl-May-Jahrbüchern, da findet ihr es schwarz auf weiß, daß Karl May wirklich gereist ist, und also das „ganze Zeug nicht aus andern Büchern abgeschrieben hat.“ Im 34. Band der Ges. Werke ist es übrigens ebenfalls nachgewiesen. Sogar sein orientalischer Reisepaß ist drin abgebildet!

Wer einen Band gelesen hat, weiß, wie fein und spannend er geschrieben ist. Daran kann nun weder ein Professor, noch ein Volksschullehrer deuteln. Karl May ist eben, wenigstens kommt es mir so vor, nicht durch Marryat, Gerstäcker oder Jules Verne zu ersetzen. Wer aber nun gar sagt, Dumas sei schöner als Karl May, der ist ein ….. doch ich will es nicht schreiben. Dumas war ein Franzose, der nichts andres kannte als sein kriechendes, falsches, echt französisches Hofleben, verbunden mit „zarten“ Liebeleien. Das ist nichts für uns Deutsche. Wir sind etwas Derbes, Deutsches gewöhnt.

Also, wenn man einen Karl May zu lesen anfängt, so will man ihn gar nicht mehr aus der Hand legen, und ist erst dann befriedigt, wenn man damit fertig ist. Es ist einfach herrlich, die Gestalten alle am geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Trefflich und mit wenigen Strichen zeichnet Karl May seine Lebewesen. Den kleinen, dürren, aber sehr beweglichen Hadschi Halef Omar, Omar Ben Sadek, den Bluträcher, die dicken Türken, die ernsten Indianer, Old Shatterhand und den trefflichsten aller, Winnetou, meint man vor sich zu sehen, leibhaftig wie sie lebten. **[255]** Doch es wäre langweilig und würde ermüden, alle diese Lieblinge des Lesers aufzuzählen. Er kennt sie ja doch alle, und besser entworfen als ich es kann. Aber ich ergötze mich nicht nur am Lesen dieser Bände, sondern noch an etwas anderm. Als ich nämlich am Anfang mit dem Bücherlesen und als ersten Karl Mays „Halbblut“ geliehen bekam, hatte mir meine Mutter vorher Plastilina gekauft. Nach den Gestaltenbeschreibungen in diesem Band machte ich nun daraus Männchen, mit denen ich spielte. Winnetou, Old Shatterhand, Po-kai-po entstanden damals in Bälde. Ich weiß nur nicht mehr, welchen Rang sie bei meinen Bleisoldaten einnahmen. Aber diese Männchen waren auch ganz genau so gemacht, wie sie beschrieben waren.

Doch jetzt komme ich zu einer sehr wichtigen Sache. Man muß auch Karl May lesen können. Vor allem muß der Atlas eine große Rolle spielen. Mir macht es wenigstens sehr viel Freude, diesem Kara Ben Nemsi auf dem Atlas zu folgen und den Schauplatz seiner Taten an Hand des Atlasses kennen zu lernen. Leider aber sind in den May-Bänden keine Karten.

Am besten aber gefällt mir eines: Old Shatterhand und die meisten seiner Gestalten sind Deutsche!

Also keine langweiligen Engländer, keine verwünschten Franzosen oder sonstige Rowdies. Freilich, daß dabei die deutsche Gutmütigkeit und das deutsche Verzeihen eine zu große Rolle spielen, ist sehr bedauerlich!

Wenn man dagegen die sächsischen Bauern aus dem „Wehrwolf“ von Hermann Löns hernimmt, **[256]** die jedem Schurken die „Wiede“ um den Hals geben, so lacht einem das Herz im Leib. Das ist so ziemlich das einzige, was mir an Karl May nicht gefällt. Es ist halt ein bißchen zu deutsch! Noch

[39] Rose v. Aichberger sendet uns diese Ausführungen eines Münchner Oberrealschülers der 4. Klasse. Wir geben sie – als ein Beispiel ungezählter gleichartiger Schülerurteile – unverändert wieder, ohne uns in allen Einzelheiten die Ansicht des 15jährigen Verfassers zu eigen zu machen. Die Herausgeber.

kein Volk ist durch Gutmütigkeit, zu viel Verzeihen und sonstiges Friedensgewinsel erstarkt und zur Macht gelangt, wohl aber ist es dadurch untergegangen. Also mit solchen pazifistischen Ideen ist dem Gesindel nicht beizukommen!

Doch ich glaube, ich bin ein bißchen zu weit gegangen. Karl May schreibt ausdrücklich, daß seine meisten Bücher für die Jugend nicht bestimmt seien, und deshalb habe ich eigentlich nicht das Recht, darüber zu kritteln. Doch bin ich nun leider so keck und nehme es mir. Denn ich glaube, daß ich vielen aus dem Herzen spreche, wenn ich sage: das Laufenlassen von Verbrechern ist nicht immer nach der Meinung eines frischen Jungen oder im allgemeinen sogar eines „Alten". Doch nichtsdestoweniger gefällt mir immer wieder ein Karl May. Freilich finden auch noch einige andere Indianerschriftsteller meinen Beifall. Die Lederstrumpfgeschichten James Fenimore Coopers sind mir fast genau so lieb, wie ein Karl May. (Natürlich nur die Bearbeitung von F. Reichenbach mit Bildern von G. M. Bock, Kunstverlag Th. Stroefer in Nürnberg.)

Einen großen Vorzug vor andern Büchern hat ein Karl May: In jedem Band ist nämlich etwas Humoristisches, so daß man sich oft toll und voll lachen kann. Und das ist etwas Wichtiges in unsrer Zeit, in der mancher das Lachen verlernen könnte. Mein Bruder liest daher immer wieder, wenn er müde und **[257]** zerschlagen vom Büro heimkommt, gern einen Karl May zur Erholung.

Und nun will ich meine Zeilen ausklingen lassen mit dem herzlichen Wunsch:

„Möge endlich einmal Karl May und seinen Werken Gerechtigkeit werden! Möge man nicht mehr über ihn und seine Aufzeichnungen die Nase rümpfen und nicht mehr sagen, das sei ein Kitsch, und Karl May ein Schwindler!"

Und ich glaube, daß diese Zeit nicht mehr lange ausbleibt, wo man ganz anderer Meinung über Karl May sein wird, und wo in jeder Bücherei seine Werke zu finden sind!

Ein frohes Heil auf diese Zeit!

Nebenbei sei bemerkt, daß ich durch die Karl-May-Bände ganz und gar nicht abgehalten wurde, die Klassiker und die Werke andrer Schriftsteller zu lesen: Arndt, Achim von Arnim, Brentano, Annette von Droste-Hülshoff, Eichendorff, Geibel, Goethe, Grillparzer, Grimm, Hebbel, Hauff, Halm, Hebel, E. T. A. Hoffmann, Immermann, Kleist, Körner, Lessing, Otto Ludwig, Möricke, Rückert, Scheffel, Schiller, Shakespeare, Stifter, Uhland, Richard Wagner, Nibelungenlied, Dahn, Raabe, R. Herzog, Gottfried Keller, Paul Keller, Rosegger, Busch, E. Zahn, Thompson, Sven Hedin, Liliencron, Bismarck, Peter Dörfler, Wallace, Bulwer, Cooper, Frenssen, Maximilian Schmidt, Melchior Meyr, Dickens, Bleibtreu, Stowe, Achleitner, Thoma, Gogol, Botstiber, Storm, Turgenieff, Bernstoff, Edmund Hoefer, Grimmelshausen, Lobsien und unzählige andre.

[(258)]

Karl May und die Schülerbüchereien

Von Studienrat Dr. Otto R u d e r t

©

[(267)]

Karl Mays Schreibart

Von Dr. Max Finke

Was macht den guten Roman aus? Lassen wir uns von einem anerkannten Forscher des Schrifttums, Professor Dr. Eduard Engel, darüber belehren! Wie er in einem 1919 zu Dresden gehaltenen Vortrag ausführte, muß der gute Roman drei Forderungen befriedigen: 1. Er muß spannen. 2. Im Mittelpunkt der Handlung muß ein wertvoller oder außergewöhnlicher Mensch stehen. Das Werk muß Schicksale von Menschen behandeln, die uns fesseln, weil sie nach der guten oder bösen Seite hin den Durchschnitt überragen. 3. Der Roman muß in einer formvollendeten Sprache geschrieben sein.

Wie steht es nun mit Karl May hierin? Kein Zweifel, daß seine Handlungen reich, bisweilen überreich an Spannung sind. Kein Zweifel auch, daß diese Spannung alle Volks-, Bildungs- und Altersschichten in ihren Bann zwingt. Auflagenziffer und die bunte Fülle der Leserzuschriften beweisen es.

Der zweiten Forderung Engels wird er schon weniger gerecht. Zwar stehen im Mittelpunkt seiner Erzählungen Helden und Schurken. Das Bedürfnis, zu verehren wird nicht weniger befriedigt als das andre, zu verabscheuen. Aber mit der Lebensechtheit **[268]** und vor allem der seelenkundlichen Vertiefung hapert es zuweilen. Wo wir Entwicklung, inneres Ringen, seelische Wehen miterleben wollen, da läßt der Dichter auf der Leinwand seiner Erzählungen fertige, flächige Schatten, allerdings unheimlich überlebensgroße, gespenstig-unwirkliche vorbeihuschen. Zwischenstufung der Gepräge-Mischung von Gut und Böse suchen wir bei ihm vergebens. Ein starker Vereinfachungstrieb scheidet die Menschen in zwei Lager: in Gute und Böse. Diese Vereinfachung ist es, die dem Dichter das rasche Verständnis, die drangvolle Anteilnahme seiner Leser sichert. Das Einfache unterhält und erholt am wirksamsten. Anderseits verletzt eine zuweitgetriebne Vereinfachung der Welt die Naturwahrheit. Das Urteil verarmt, es verliert seine Anpassungsfähigkeit. Wo wir das Klopfen von menschlichem Herzblut hören wollen, da vernimmt ein geschärftes Ohr das Rascheln der Schnüre, an der die so unterhaltenden Gliederpuppen zappeln.

In der Tat gehört weiter zur höchsten Spannungskunst der Zauber der Sprache. Mit Recht weist Engel darauf hin, daß die großen Meisterwerke, durch die Jahrtausende hin verfolgt, auch durch den Rang ihrer sprachlichen Form hervorragen, nicht nur durch die Reize ihrer Stoffe. Die Odyssee und der Robinson gleichen sich darin, daß sie die künstlerische Täuschung, den holden Zauber, den der Glaube: „Alles ist wahr“ auf den Leser ausübt, durch eine vollendete Sprache sorgfältig nähren.

In der Erfindung einem Edgar Allan Poe, einem Alexander Dumas, einem Jules Verne, einem Gustav **[269]** Meyrink, einem Leo Perutz ebenbürtig, reizt May die Kundigen immer wieder zu dem Vorwurf: „Er pflegt die Sprache zu wenig und hat zuweilen Zigeunerdeutsch.“ Engel betont weiter: „Es gibt keine Möglichkeit eines Aufschwungs der deutschen Erzählungskunst, wenn unsre Leser sich nicht bewußt werden, daß die Vollkommenheit der Sprache ein unbedingtes Erfordernis ist; vor allem Reinheit und Richtigkeit der Sprache!“

Karl May ist in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (35. Jahrg., 1920, Nr. 1, Spalte 15 und 16) als Sprachverderber ausgeprangert worden. F.[Friedrich] Sigismund, der Richter, sieht nur die Schwächen Mays, der in der Tat manche schlechte Eigenschaft des Vielschreibers aufweist. Doch erfordert die Gerechtigkeit, auch Mays unzweifelhafte Stärke als Schriftsteller hervorzuheben. Es geht doch nicht an, ein schönes, d.h. ein nach Form und Ausdruck schönes Gesicht als häßlich zu bezeichnen, nur weil seine Haut durch einige Sommersprossen verunziert ist. Ebensowenig geht es an, aus dem Vielschreiber Karl May „eine kleine Blütenlese“ von Verstößen und Unebenheiten herauszupicken, ohne mit einem einzigen Wort der großen Vorzüge seiner Schreibkunst zu gedenken, und dann das vernichtende Urteil zu fällen: Seht den leichtfertigen Sprachverderber!

Sprachgärtner, willst du einen Baumriesen der Darstellungskunst tadeln, weil er dir nicht den Gefallen tut, an dem Spalier deiner Verbote emporzuwachsen? Augenmaß! Augenmaß!

Die Abneigung gegen die Fürwörter „welches“ **[270]** und „dieselbe“ teilen wir durchaus. Doch hat der Grad dieser Abneigung bei manchen Sprachreinigern eine krankhafte Stärke angenommen. Sind sie wirklich so „greulich?“ Unser Sprachmeister Goethe fühlte noch nicht so. Wir finden sie vielfach in „Reineke Fuchs“ wie in „Dichtung und Wahrheit.“

Von größtem Wert muß das Urteil von Dichtern über Mays Stil sein. Der vielgelesene, überaus fruchtbare und formpflegende Max Geißler[40] rühmt in Jahrbuch 1918, S. 79/80, an May unter anderen Vorzügen: Glänzende Erzähltechnik und Durchsichtigkeit der Sprache - „Er ist ein flüssiger Erzähler." Er fügt dann allerdings hinzu: „Zu dichterischem Gepräge der Form gelangt er selten. Seine Sprache ist oft weitschweifig, nüchtern, klappernd."

Ein andrer Dichter von Rang, Hermann Hesse - vgl. den Aufsatz Ludwig Gurlitts im Jahrbuch 1923: Hermann Hesse über Karl May, S. 357 - urteilt über May: „Er ist nämlich gar kein Macher, sondern von einer geradezu verblüffenden Ehrlichkeit!" Wäre May ein Macher, so würde ihn schon seine Schreibart verraten müssen. Denn, eine Einsicht, die erst beginnt, langsam weiten Kreisen aufzudämmern, ist eben die: Wenn es möglich ist, aus der Schädel- und Gesichtsform, aus der Handschrift, aus hundert andern Ausdrucksformen und -bewegungen, meinethalben auch, mit bestimmten Vorbehalten, aus den seltsam verschiedenen Linien der Innenhand gewichtige Schlüsse auf das **[271]** Innere eines Menschen, seine Gemütsart, sein Wollen, seine Weltanschauung, ja Zukunftsaussichten zu gewinnen, so gilt dies alles in mindestens gleichem Maß von einer ungemein aufschlußreichen, ja verräterischen Aeußerungsart des Menschen: seinem Stil, seiner Schreibweise. Diese war bei May, der alles andre als ein Büromensch war, nämlich ein bürgerlich eingekäfigter Dichter, gleichzeitig seine ungezwungene Redeweise.

Ludwig Gurlit sagt in seinem Buch „Gerechtigkeit für Karl May!", S. 84: „Seine Sprache ist oft matt, ohne Plastik, salopp, allerdings zuweilen auch von großer Kraft, Wucht, Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Er hat da auch Gutes, Mittelware und Schlechtes, aber der Gerechte wertet den Künstler nach seinem Besten. Hüten wir uns vor Splitterrichterei und unfruchtbarer Schulmeisterei! An Mays Schreibweise wird viel mehr Gutes als Schlechtes verschwiegen."

In der Halbmonatsschrift „Für die Jugend Deutschlands", „Junge Menschen" (Herausgegeben von Knut Ahlborn, Schriftleiter des Hauptteils Fritz Klatt, Verlag: Junge Menschen G.m.b.H. Hamburg, 1. Jahrg.[1920], Heft 1, S. 22) rühmt [Karl August] Wittfogel von May: „Schlag eine Zeitung auf und vergleiche 10 Zeilen oder nimm eine beliebige Reisebeschreibung zur Hand. May schlägt die allermeisten!"

Werner Mahrholz sagt im „Literarischen Echo" (Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, verlegt bei Fleischel & Co., Berlin, 21. Jahrg., 1. November 1918, Heft 3) in einem ausführlichen Aufsatz, **[272]** der wohl zum erstenmal vom Standpunkt der Schrifttumsgeschichte Karl May behandelt, über seinen Schreibstil: „Er ist nicht gerade sehr gefeilt, oft nicht frei von Saloppheiten und kleineren Schönheitsfehlern, im ganzen aber richtig, immer anschaulich und packend, es ist ein gewisser Zug in seinen Sätzen, eine wirkliche Erzählerlust und Fabulierfreude, die unwillkürlich mitreißt und fortträgt. Ganz frei ist der Stile Mays von eigentlichen Verstößen gegen den heutigen Sprachgeist, und frei im allgemeinen auch von ödem Schwulst."

Die von andrer Seite gerügte Schwächen der Mayschen Schreibweise hält er also auch gleich mir nicht für so schwerwiegende Verstöße gegen den guten Sprachgeist, daß sie dem Ruhm Karl Mays als eines hervorragenden Schriftstellers wesentlichen Abbruch tun könnten.

Auch Gurlitt, Droop und andre Kenner Mays tadeln gewisse Mängel seiner Sprache. May schuf mit groben Meißeln. Die feinere Glättung hätte er später, wenn ihm Zeit geblieben, nachgeholt. Die Ueberfeilung der neuen Auflagen erfolgt deshalb ganz im Sinn des Dichters selbst. Ihm schien die Hauptsache zu sein: das Knochengerüst der Handlung, die Muskeln und das Blut der Spannung zu schaffen.

Wie urteilt nun May selbst über sein Können als Stilist? Bd. 34 „Ich" bringt folgenden Aufschluß (S. 476/7):

Es gibt Leute, die meinen Stil als Muster hinstellen; es gibt andre, die sagen, ich habe keinen Stil; und es gibt dritte, die behaupten, daß ich allerdings einen Stil habe, **[273]** aber es sei ein außerordentlich schlechter. Die Wahrheit ist, daß ich auf meinen Stil nichts im geringsten achte. Ich schreibe nieder, was mir aus der Seele kommt, und ich schreibe es so nieder, wie ich es in mir klingen höre. Ich verändere nie, und ich feile nie. Mein Stil ist also meine Seele, und nicht mein „Stil", sondern meine Seele soll zu den Lesern reden. Auch befleißige ich mich keiner sogenannten künstlerischen Form. Mein schriftstellerisches Gewand wurde von keinem Schneider zugeschnitten, genäht und dann gar gebügelt. Es ist Naturtuch. Ich werfe es über und drapiere es nach Bedarf oder nach der Stimmung, in der ich schreibe. Darum wirkt das, was ich schreibe, unmittelbar, nicht aber durch hübsche Aeußerlichkeiten, die keinen inneren Wert besitzen. Ich will nicht fesseln, nicht den Leser von außen festhalten, sondern ich will eindringen, ich will

[40] Verfasser einer Fülle hochwertiger Romane, darunter „Das Moordorf", „Jockele und die Mädchen", „Jockele und seine Frau", „Der gemütvolle Adam", Staackmann, Leipzig

Zutritt nehmen in seine Seele, in sein Herz, in sein Gemüt. Daß dies das Richtige ist, das haben mir jahrzehntelange, schöne Erfahrungen bestätigt. Diese aufrichtige Natürlichkeit muß, kann und darf ich mir gestatten, weil ich das, was ich erreichen will, nur allein durch sie zu bewirken vermag, weil ich an meine Leser nicht andre oder gar höhere künstlerische Ansprüche stelle als an mich selbst und weil die Zeit, in der ich meinen Arbeiten auch äußerlich eine ästhetisch schöne Form zu geben habe, noch nicht gekommen ist. Jetzt skizziere ich noch und Skizzen pflegt man zu nehmen, wie sie sind.

Im großen Ganzen wird ein klarer Faden der Erzählung aus übervollem Rocken behend und fest weitergesponnen. Ein in sich abgeschlossenes, von Formzwang gerundetes Werk, das wie bei K. F. [Conrad Ferdinand] Meyer gleich einem in Gold gearbeiteten Helm vor unserm entzückten Auge steht, wie ein Einzelwesen, ein ragender Baum, ein Denkmal, klar abgehoben gegen seine Umgebung -: dergleichen finden wir bei May nirgends. Die „Formvollendung“, die er (Bd. 34 „Ich“, S. 477) seinem Zweiakter **[274]** „Babel und Bibel“ freigebig zuerkennt, ist Wunschziel geblieben. „Ich habe ein einziges Mal etwas Künstlerisches und Formvollendetes geschrieben, mein ‚Babel und Bibel‘.“ Schnurrig, daß ein Schriftsteller glaubt, in einem Leben von 70 Jahren nur ein einziges Mal dem Formgesetz genügt zu haben. Mit dem Ausdruck „einzig“ will man immer auszeichnen, herausheben, verabständigen. Es bleibt aber dabei, daß May zur Forderung der bewußten künstlerischen Form keine innere Beziehung hatte. Statt baumeisterlicher Strenge überall tropisches Wuchern. Das Bild eines Unterbewußten, eines Schriftstellers, der ohne Hemmungen, ohne scharfe Selbstüberwachung, ohne strenge Stilzucht, ohne Trieb zur Vervollkommnung der Form, wie in einem somnambulen Zustand, wie in „Trance“ innere Gesichte ausströmen, aus sich naturhaft herauswachsen läßt.

Daß ihm sein Schreiben ein inneres Sprechen war, geht hervor aus der Erklärung: „Ich schreibe es so nieder, wie ich es in mir klingen höre.“ Seine Schaffensweise erinnert auffallend an diejenige des ihm verwandten, in mancher Beziehung vielleicht überlegenen Robert Kraft, den Urteilsfähige für den erfindungsreichsten Schriftsteller der letzten Jahrzehnte halten. Wie anders war die Arbeitsweise eines Leo Tolstoi, der seine Werke oft fünf- bis sechsmal über- und umarbeitete, unaufhörlich feilend, verbessernd, läuternd, veredelnd. Er pflegte zu sagen, daß Gold nur durch vielfaches Schlämmen gewonnen werden könne. May dagegen kennt nicht des Nimmerzufriedenen asketische Strenge gegen **[275]** sich selbst, nicht die Kandare des Formgewissens, den Reuestachel empfindlichen Formgefühls. Sein Erzählertrieb strömt und strömt - kein Damm eines festen Formbetts hindert, daß er gelegentlich über die Ufer schäumt. Seine Epik wuchert und wächst in tropischer Fülle, verästelt sich reich und bettet noch überall in den Boden der Endkapitel Wurzelstöcke und Brutzwiebeln ein, aus denen unschwer nach Wunsch und Gelegenheit ganze neue Wälder von Handlungen und Schicksalen emporschießen können. Verwirrendes und sperrendes Lianengestrüpp hindert zuweilen.

May kann, was Sprachbeherrschung, Charakterentwicklung und Aufbau anbelangt, nicht mit Künstlern wie [Theodor] Storm, [Wilhelm] Raabe, [Paul] Heyse, C. F. Meyer auf gleiche Stufe gestellt werden. Die Verehrung des Mannes darf nicht dazu führen, ihn innerhalb unsers Schrifttums falsch zu beziehen und einzuordnen. Seine Stärke ist die zwingende, Zweifel entwaffnende Art seiner Darstellung. Und doch, wenn er so geflissentlich weit hinter C. F. Meyer gestellt wird, so muß doch betont werden, daß er diesem gegenüber den Vorzug größerer Flüssigkeit und leichteren Verständnisses der Schreibweise für sich beanspruchen kann. Meyer erfordert Augenleser, May Ohrenleser! Dafür ein Beispiel: C. F. Meyer sagt an einer Stelle seiner zur Zeit Dantes spielenden Novelle „Die Hochzeit des Mönchs“ (Leipzig, Haessel 1884, S. 48/49):

> Sie hatten in der letzten Herberge zu Padua, wo sie, ohne den Bügel zu verlassen, ihre Pferde fressen und saufen ließen, von dem geschwätzigen Schenkwirt das große Stadtunglück **[276]** und das größte Aergernis: den Untergang der Hochzeitsbarke und die weggeschleuderte Kutte des Mönches erfahren, so ziemlich mit allen Umständen, ohne die vereinigten Hände Annas und Astorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden waren.

Hier ist die Uebersicht erschwert, die schnelle Auffassung gehemmt, die Ausdrucksweise rutscht ins Unmögliche aus. Die weggeschleuderte Kutte erfahren, für: erfahren, daß der Mönch seine Kutte weggeschleudert habe; die vereinigten Hände waren noch nicht offenbar geworden, für: es war noch nicht offenbar geworden, daß Anna und Astorre ihre Hände vereinigt hatten. Das ist papiernes Deutsch, dem wir bei May kaum begegnen.

Der angeführte Satz ist, wie mancher andre, aus der Feder C. F. Meyers vom Standpunkt der Stilkunde

aus unklug gebaut. Es bedarf einer gewissen Anstrengung, das vom Dichter beabsichtigte Vorstellungsbild zu gewinnen. Zu Beginn andrer Sätze entsteht eine unliebe Hemmung im Leser, der nach dem Aufhängepunkt, dem Träger des Satzes sucht, und dafür mit vorweggenommenen Merkmalen belastet wird. Der Ruhe- und Beziehungspunkt wird vorenthalten. Offenbar, um gewisse Merkmale, gewisse künstlerische Eindrücke dem Leser in den Vordergrund seiner Auffassung zu schieben. Das wirkt aber oft wie Künstelei. Das ist Ziselierarbeit am Schreibtisch. Die Wächter der Schrifttumskunde mögen mir Ablaß gewähren für die Sünde, May und Meyer nebeneinanderzustellen. Die beiden so ganz anders eingestellten Dichter verhalten sich hinsichtlich ihrer Schreibart wie Wildwuchs und Edelwuchs, wie **[277]** Natur und Kunst, letztere auf der Scheidegrenze zur Künstelei, die nicht ganz unbefangen, sondern ein wenig mit Berechnung und Absicht arbeitet. Wie ja auch ein Gedicht von [Detlev v.] Liliencron Meyers Dichtung mit einem in Gold gearbeiteten Helm, also einem Erzeugnis des Kunstgewerbes, vergleicht.

Meyer ist Sprachschmied, Sprachbaumeister. Seine Sprache ist kunstgewerblich. May baut seine Sprache nicht, er läßt sie wachsen (auch wuchern), er läßt sie strömen. Wenn Hermann Hesse Mays Sprache „als allzu schabloniert“ rügt, so ist dieser Vorwurf berechtigt. Es darf aber der Zwang der Arbeitsüberlastung bei May nicht übersehen werden. Vom Verleger dringend und wiederholt ermahnt - so nachweislich oft von der Schriftleitung des „Deutschen Hausschatzes“ - konnte sich der Ueberlastete, der oft gleichzeitig für verschiedene Verleger und Zeitschriften schrieb, nur retten durch eine Arbeitsweise, die unter Hochdruck stand. An Durchsicht war oft nicht zu denken. So sind denn auch zu Mays großem Schaden in seine ersten bei Münchmeyer erschienenen Romane von dritter Hand Nervenaufregung bezweckende Veränderungen eingestreut worden. Das steht auf Grund gerichtlicher Entscheidung fest. Man vergleiche hierzu Jahrbuch 1919, S. 155, sowie die ganzen Aufsätze: „Die Münchmeyer-Romane“ von Dr. E. A. Schmid und „Ein Schlußstrich“. Abschließende Betrachtung zum Streit um Karl Mays Münchmeyer-Romane von Dr. Rudolf Beissel im genannten Jahrbuchband. Aus diesen Aufsätzen fällt auch Licht auf die Art, wie May schrieb. Hätte ihm in der ersten Hälfte seiner **[278]** Laufbahn als Schriftsteller das Feuer der wirtschaftlichen Not nicht so auf den Nägeln gebrannt, so hätte er stilreine Erzeugnisse vorgelegt, wie sie in wachsendem Maß erst später herauskamen. Unter der Ueberfülle seiner inneren Gesichte schreibt er, wie ihm der Schnabel gewachsen. Er drechselt und feilt nicht, seine Stärke liegt in der Sicherheit seiner Einbildung, in der Unwillkürlichkeit, in der unbefangnen Natur seiner Schreib- und Darstellungsweise. Bei vielen gepriesenen Formbeherrschern des Schrifttums finden wir zwar ein hohes Maß von Reinheit, dafür aber auch nicht selten krampfige Absichtlichkeit und störende Spuren nachmaliger Bearbeitung, die der Frische und Unmittelbarkeit einer ungezwungenen Eingebung Abbruch tun.

So urteilt auch Dr. [Adolf] Droop über Mays schriftstellerisches Können: „Es ist eine einfach schlichte, zwar oft trockene, aber kraftvolle, frische Darstellungsweise, gleich dem munteren Plätschern des Bergbaches und dem munteren Singen des Bergvogels.“

Wer tadelt, vergesse nie, zu loben, was des Lobes wert. In dem Vorwurf der „Schablonierung“ steckt ein gewisses Lob, insofern darunter die Anerkennung einer gewissen Stetigkeit, des sicheren Gleichflusses, der inneren Ausgewogenheit, des gesunden Rhythmus mit einbegriffen ist. Man versuche einmal, so ungeschraubt, so einfach und verständlich, so volkstümlich im guten Sinne des Wortes, so nach dem Mund und dem Ohr zu schreiben, wie es May vermochte! Langatmige Satzwerke, mit kunstvoller Einschachtlung und Unterordnung der Satzteile, **[279]** drechselt er nicht. Erfordert die innere Erhebung eine erhabene äußere Form, so gelingen ihm freilich auch Gefüge von einem gewissen Schwung.

Die dichterische Kraft offenbart sich außer in der Erfindung von Handlungen vor allem in der Schaffung glücklicher Bilder. Mays sprachliche Bildkraft ist nun bedeutend. Wir finden in seinen Reisebeschreibungen Tausende von wohlgelungenen Vergleichen und bildhaften Ausdrücken.

Ich unterscheide den aufsteigenden und den absteigenden Vergleich. Der aufsteigende Vergleich verbindet Totes mit Lebendigem; der absteigende Lebendiges mit Totem. Die erste Art zu vergleichen ist wuchshafter, die zweite Art mehr äußerlicher Natur. Die erste entspricht dem tiefen Sinn der Erhabenheit, der Würde der Weltanschauung, die zweite hat oft etwas Gewöhnliches, Puppenhaftes, nicht selten erschütternd Drolliges. Wir finden bei May mehr Komik als Humor im eigentlichen tiefen Sinn. Komik ist das, was die Lachmuskeln reizen will, und das tut May gern und häufig. Da vergleicht er Lebendiges mit Totem, sich wuchshaft entfaltende Dinge mit Mechanischem oder Maschinellem. Letztere Art des Vergleichens schafft ganz besonders den Eindruck des Schnurrigen. Das Mechanische steht eben tief unter dem

Organischen. Die Vergleichung des Lebendigen mit toter Gegenständlichkeit, die Vergleichung des tatrege Lebendigen mit mechanischer Zuständlichkeit erzeugt die derbe Enttäuschung unseres Wertgefühls, unseres lebendigen Urteils. Dieses Gefühl der getäuschten Erwartung kann sich von der eigenen Spannung nur durch das Bewußtsein **[280]** äußerster Komik erlösen, die sich wiederum in Lachen entspannt.

Diese Komik liegt vor, wenn May von einem Menschen sagt, er stünde da, „so breitspurig wie ein ostländischer Zwölfspänner“[GW2,158], oder wenn er im selben Band („Durchs wilde Kurdistan“, S. 203) von sich sagt: „Der Zufall hatte mich nun einmal, sozusagen, an eine Kletterstange gestellt und mich bis über die Hälfte emporgeschoben; sollte ich wieder herabrutschen und den Preis aufgeben, da es doch nur einer Bewegung bedurfte, um vollends emporzukommen?“ Kann man den Vorzug steter Beharrlichkeit bildhafter ausdrücken? Von einem Gefängnisschlüssel (ebenda, S. 238) sagt er: „Man mußte ihn bei dem ersten Griff fühlen, denn er war so groß, daß man ihn mit einer Bärenkugel Nummer Null hätte laden können.“ Scherzhaft, wie knallige und grelle Plakate, sind seine bildhaften Uebertreibungen. Halefs Augen „rollten wie das Luftrad einer Stubenventilation“[GW2,254]. Der Hund des Bannah-Kurden (Bd. 3, S. 67), von der Freude seines Herrn angesteckt, „zog den Schwanz behutsam hervor und versuchte ein verschämtes Wedeln, wobei er mit der Pfote spielend nach meinem Dojan langte, der ihn aber so wenig zu bemerken schien, wie der Großmogul einen Kaminkehrerjungen.“ Ein Kurde äußert seine Freude über die Rettung eines Gefährten (Bd. 3, S. 93) „durch Töne, die sich nur mit dem Brummen eines invaliden Spulrads vergleichen lassen.“

Die Lippenbewegung der Gebete murmelnden Haddedihn wird einmal im Band „Am Jenseits“[S. 104] sehr **[281]** anschaulich mit der Kaubewegung von Kaninchen verglichen. Oft sind die Vergleiche klobig, tragen zu stark auf. So heißt es von einem General: „Er verstünde von der Kriegsführung so viel, wie das Flußpferd vom Filetstricken.“[GW1,401] Hübsch ist mit Bezug auf Halef: „Die Spitzen seines Schnurrbarts standen auf Krakeel.“[GW2,235. „Krakehl“]

Immer volkstümlich wirken Vergleiche von Menschen und Tieren. Der strenge Diener eines Wirts „war sehr ärgerlich und schäumte wie ein Fennek (Wildfuchs), dem eine Eidechse entschlüpft ist“.[GW3,292] May sagt selbst (Bd. 2, S. 47):

> Ich weiß, daß man einen Menschen nicht mit einem Wesen aus dem Tierreich vergleichen soll; aber es gibt wirklich menschliche Physiognomien, die unwillkürlich an bestimmte Tiere erinnern. Ich habe Gesichter gesehen, die etwas Affen-, Bullenbeißer- und Katzenartiges hatten; ich habe bei gewissen Gesichtsschnitten sofort an einen Ochsen, einen Esel, eine Eule, ein Wiesel, ein Rüsseltier oder einen Fuchs oder Bären denken müssen. Mag man nun Phrenolog und Physiognomiker sein oder nicht, man wird doch bald merken, daß auch die Haltung, der Gang, die Ausdrucksweise, das ganze Tun und Treiben eines solchen Menschen eine gewisse Aehnlichkeit mit der Art und Weise des Tieres besitzt, an das man durch die Physiognomie erinnert wurde. Das Gesicht des Mannes nun, den ich jetzt sah, hatte etwas Raubvogelähnliches; es war ganz das eines Stößers.

Hier spricht May eine Empfindung aus, die wohl jeder von uns schon gehabt hat. Dem Forscher der Entwicklungsgeschichte und Lebensgesetze sei vorbehalten, darüber nachzudenken, worauf die unausrottbare Vorliebe, worauf die Berechtigung solcher Tiervergleiche beruht. Sie sind mehr als ein bloßes **[282]** drastisches Schilderungsmittel, sie deuten in die dunkle Tiefe der letzten Einheit alles Lebendigen.

Die blumige Redeweise gibt dem Dichter der orientalischen Reiseerzählungen ausgiebig Gelegenheit, seine Kunst der Bildhaftigkeit zu zeigen. So ist einmal „eine Rede bitter wie die Medizin Aloe“[GW3,309. „der Aloë“]. Ein andermal heißt es (Bd. 3, S. 424): „Der Hunger soll deine Eingeweide zerreißen, und der Durst deine Seele auflecken, daß sie vor Qualen zischt, wie der Wassertropfen, an dem das Feuer frißt!“

Im Kapitel „Die Todeskarawane“ (Bd. 3, S. 324) erzählt er von dem entsetzlichen Leichengeruch. „Mich erfaßte ein unüberwindlicher Ekel, der mein Inneres wie eine Schraube packte und gegen den keine Beherrschung aufkommen konnte.“

Im Kapitel „In Stambul“ (Bd. 3, S. 481) wird von dem Wächter eines verfallnen Hauses eine Schilderung entworfen, in der sich May, wie immer, wenn er das Aeußere, die Kleidung oder das Gebahren von Typen schildert, kaum genug tun kann in greller, ja allzugreller Derbheit. Man lese die Schilderung nach, um meinem Urteil beizupflichten, daß es absichtlich gewollt und schrullig ist. Wie bildhaft, für innere Anschauung zeugend ist aber, wenn er bei dieser Gelegenheit von einer sich überstürzenden Auskunft sagt: „Das alles kam jetzt auf einmal so schnell und hastig heraus wie aus dem Speiteufel einer Schrotmühle.“[GW3,481] Ein andermal heißt es von dem unübertrefflichen Khawaß baschi, er „hing auf dem Pferd wie eine Fledermaus in

der Dachrinne“[GW3,643].

Die Vergleichskunst Mays ist vor allem auch deswegen so hoch zu bewundern, weil die Vergleiche sich **[283]** ungezwungen aus der Umwelt der Beschäftigungsweise, der jeweiligen Lage seiner Gestalten ergeben. Seine Bilder sind, weit entfernt, nur als schmückendes Beiwerk zu dienen, hervorragende Mittel der Stimmungsbildung und schaffen die innere Einheit der ganzen fremdländischen Welt, in die uns der Dichter auf seinem Zaubermantel versetzt. So sagt einmal der erst gefesselte und dann von Kara Ben Nemsi befreite Hadschi Halef auf die Frage nach dem Verbleib der Ausreißer: „Wie kann ich es wissen, da ich doch gefesselt war wie der heilige Koran, der in Damaskus in eisernen Ketten hängt?“[GW3,585]

Wie gibt anderseits der alte Vogelsteller Silbermann im „Giftheiner“ (Bd. 43, S. 340) den Eindruck wieder, den einst die Alwine auf ihn gemacht! Er vergleicht sie mit einem Vogel. Welche andere Umwelt hier!

„Das will ich meinen! Aan Madel wie eine Bachstelz, tipp, tipp zipp, zipp, so wippt und schwippt sie auf und nieder, so glatt und schlank, aan Federle wies andre, aan Schwänzle wie aane Schmerl, und aan Füßchen, aan Schnäbele, so fein und sauber, daß man nur das Netz gleich hinlegen möcht, um das Ding zu fangen. Aber, aber - ich will weiter gar nix sagen! Wie das von außen so zierlich, so niedlich wippt und schnippt, so ists denn auch von innen und der einfachst Hänfling ist mir lieber, als so aan unstet Geschöpf, wenn er auch zuweilen mal auf den ‚Zapp‘ verfällt.“

Viele Vergleiche erhöhen den Eindruck toter Marionettenhaftigkeit. Der Engländer David Lindsay ist ja im Grund eine seelenlose Puppe. Wie seine Mundbewegungen, seine von der Aleppobeule gezierte Nase mit dem Aufgebot aller derben Vergleichsmittel **[284]** geschildert werden, fällt vielleicht doch auf die Nerven.

Das Seelenleben wird geschickt verbildlicht: „Des Menschen Gedanke ist wie der Reiter, den ein ungehorsames Pferd dorthin trägt, wohin er nicht kommen wollte.“[GW1,77] Kann man die Treue der Erinnerung bildlich besser darstellen als Halef im Bd. 25 „Am Jenseits“, S. 2:

„Ich sage dir, Sihdi, alle diese Taten und Begebenheiten sind rundum an den Wänden meiner inneren Seele aufgeschrieben und mit unvergänglichen Pflöcken in den Boden meines Gedächtnisses eingeschlagen, wie man Pferde, Kamele und lebhafte Ziegen an Pflöcke bindet, wenn man befürchtet, daß sie über Nacht den ihnen angewiesenen Ort mit einem andern vertauschen wollen.“

Ein scherzhafter Mensch gleicht dem zerbrochenen Topf, den niemand brauchen kann, „weil er nicht bewahrt“.[GW1,77] - „Was ist der silberne Schlüssel, der die Stätten der Weisheit erschließt?“ so fragt Halef den Boten Abrahim Mamurs, der den großen Arzt aus „Frankhistan“ zur Heilung seiner Frau holen soll. Als Antwort vernimmt der gespannt lauschende Kara Ben Nemsi das leise Klimpern von Geldstücken [GW1,86/87]:

„Ein Piaster? Mann, ich sage dir, daß das Loch im Schlosse größer ist als dein Schlüssel; er paßt nicht, denn er ist zu klein.“

„So muß ich ihn vergrößern.“

Wieder klang es draußen wie kleine Silberstücke ...

Solche reizenden, in ihrer Treffsicherheit zur Bewunderung hinreißenden Vergleiche beleben in verschwenderischer Fülle die Werke Mays.

Andre Vergleiche: Ein Geldbeutel ist so mager wie der Schakal in der Schlinge oder wie die Wüste **[285]** jenseits des Mokkatam[GW1,90]. Das Haar Hannehs, der Frau Halefs, ist wie der Schweif des Pferdes Gilja [GW1,124, Isla Ben Maflei über Senitza!]. Ihre Wimpern sind schattig wie die Blätter von el Szent [GW1,263] usw. Von dem tänzelnden Hengst „Rih“ heißt es (Bd. 1, S. 362): „Seine Füßchen gingen wie die Füße einer Tänzerin, welche versuchen will, ob das Parkett des Saales „wichsig" genug zum Contre sei.“

Vom Roß der Phantasie, dem Pegasus, gebraucht May folgende Bilder: „Die Hufe warfen Zeit und Raum zurück; der dunkle Schweif strich die Vergangenheiten.“[GW29,208]

In der Darstellungsweise der Geisterschmiede von Kulub, Bd. 34, „Ich“, S. 272, erinnert die Kraft seines bildhaften Schauens an ungleich Größere, an Dante und Shakespeare. Doch besteht eine Einseitigkeit und Schwäche darin, daß fast alle Vergleiche der Welt toter Gegenstände, und nicht dem Reich des Lebendigen, der wuchshaften Entfaltung entnommen sind. Seine Vergleiche sind absteigend, soweit ich sehe, fast nie aufsteigend und emporbeziehend. Er ist kein Wuchsdenker, er schafft, wie seine Vergleiche zeigen, in den Formen starrer Gegebenheit, er liebt den Kristall mehr als die Zelle.

Karl May ist eben auch kein Leisetreter. Er wagt etwas. - Er schreibt ohne Hemmung: „Mit für fünf Pfennige Rotlack.“[GW24,4] Oder: Carpio und May werden „von rundumher“[GW24,38] betrachtet. Erfrischend kühn!

Wie meisterhaft handhabt May das Kunstmittel der Wiederholung. Beispiel: der Wirt Franzl in „Weihnacht“ ist mildtätig gegen die Auswanderer [GW24,46]:

Er nahm die große, noch halbvolle Fisolenschüssel und **[286]** trug sie den Leuten hin; er nahm die ebenfalls noch halbvolle Fleischschüssel und trug sie den Leuten hin; er nahm noch eine ganz volle Weinflasche und trug sie den Leuten hin; er nahm alles, was auf unserm Tisch stand und lag, und trug es den Leuten hin, und als es nichts mehr zu nehmen und zu tragen gab, setzte er sich noch selber zu ihnen hin und forderte uns auf: ...

Das viermal wiederholte „trug sie hin“ drückt aufs glücklichste die Sicherheit aus, mit der sich der gute Franzl für den Hilfsdienst entscheidet. Vorausgegangen ist in der Küche ein geräuschvoller Streit mit seiner anfangs knausrigen Ehehälfte, der von May (S. 45/6) mit drolligen Vergleichen aus der Sprache der Musik und Instrumente geschildert wird.

Schon in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ - nach einer Reihe von Schnurren seine Erstlinge - finden sich Wendungen, die sprachlich hervorragen. So: Balzer „sah die Augen der beiden Liebenden ineinander leuchten“. (Bd. 43, S. 266.) Er bemerkte, „daß der Heiner seinen Arm vertraulich um das Mädchen legte und leis in sie hineinflüsterte.“ (Daselbst)

Ein Prüfstein für die Güte eines Schreibers ist auch, wie er die unmittelbare Rede gebraucht. Man urteile: Im „Geldmännle“ (Bd. 44, S. 497/8) heißt es:

Nun wird von der ersten Klarinette das eingestrichne a angeblasen, worauf die andern Instrumente das Lied anstimmen: „Den König segne Gott!“ Jedermann fällt mit seiner Stimme ein! Am Schluß des Gesangs besteigt der Herr Lehrer die Tribüne; auf ihr liegt ein Gegenstand, der sehr schön eingewickelt ist. Er hält die Eröffnungsrede. Er spricht von Weben und Wirken. Das soll ein jeder für sich, aber auch für andre tun! Für das Haus, für die Gemeinde, für das Volk, sogar für die ganze Menschheit. Der Menschheit **[287]** ist keiner nütze, der immer nur an sich selbst denkt. Für sich selbst sorge man an besten, wenn man für seinen Nächsten sorge. Das tue jeder brave Mensch, sogar auch Seine Majestät der König. Es sei allgemein bekannt, wie huldvoll er sich der hiesigen Armen angenommen habe. Und daß auch Ihre Majestät, die Frau Königin, an den fleißigen Klöpplerinnen warmen Anteil nehme, das wolle er jetzt beweisen. Sie habe ihm nämlich befohlen, das wohlbekannte Herzle freundlich zu grüßen und ihr das hier vor ihm liegende Ehrenklöppelkissen zu überreichen.

Der Splitterrichter wird aus den zahlreichen Bänden Mays sogar Verstöße gegen die Sprachregeln herausklauben können. Unschön wirkt die Häufung von Bindewörtern und doppelter Ausdruck, die gelegentlich auffallen und fast altgriechisch anmuten; z.B. doch wohl nicht bloß, schon bereits, doch aber, und aber, nun jetzt. May als Briefstilist ist m.E. weniger glücklich als in seinen Erzählungen. Der Fluß der Sprache fehlt hier bisweilen. Es ist, als ob er, mit den Angelegenheiten des wirklichen Lebens befaßt, aus einem Bannschlummer aufwachte. Gewisse Eigentümlichkeiten kennzeichnen seine Feder, so der häufige Satzbeginn mit „nämlich“ und der Ersatz von „müssen“ durch „zu haben“; letzteres verrät den Willensmenschen, der seine Ziele allzu rasch verwirklicht sieht, seine Hoffnungsfreudigkeit, seinen Bestglauben. Das Bewußtsein einer Sendung spricht aus der Hoffnung des Greises, er werde als Dramatiker sein Bestes schaffen. In diesem Zusammenhang heißt es mit Vorliebe, er „habe“ neue Wege einzuschlagen usw. So ließe sich noch aus vielen andern Eigentümlichkeiten der Sprache Aufschluß über das Gefüge seines Innern gewinnen.

[288] Sprachschöpferisch war May allerdings nicht. Er hat unser Sprachgut nicht bereichert. Im Umkreis des Gegebenen bewegte er sich aber mit großer Gewandtheit.

Man könnte unschwer ein Buch über May, den Stilisten, verfassen. Hier sollte nur auf wenige Punkte hingewiesen werden. May ist ein Quell der Erquickung und Belehrung, auch, ja gerade für diejenigen Leser, die bewußt seine gesunde, klare Schreibweise auf sich einwirken lassen. Man beschäftige sich eingehend mit Eduard Engels „Deutscher Stilkunst“ (Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag G.m.b.H., 1911) und lese danach oder daneben Karl May. Wenn man nur eine Fähigkeit besitzt, die recht eigentlich den Gebildeten ausmacht, nämlich die, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, dann wird man erstaunt sein, wie fabelhaft sicher Karl May die eigentliche Stilkunst meistert, wie ihm alle Kunstmittel der Darstellung gehorchen. Von Schnitzern und kleinen Schönheitsfehlern abgesehen, wird jeder, der sich nicht mit seiner eignen formalen Bildung lächerlich spreizt, dem Urteil beipflichten: Karl May war ein Künstler der Schreib- und Darstellungsweise. Seine Form ist im wesentlichen dem Inhalt ebenbürtig.

Der tiefste Eindruck, den Mays Schreibweise auf mich gemacht, ist der, daß sich in ihr eine schöpferische

Unwillkürlichkeit offenbart, die aus Traumtiefen der Selbstsicherheit, Unbefangenheit und des Unbewußten aufsteigt. Kräfte des Gemüts, nicht Tüftelei des Verstandes bilden den Stil. Heinrich Lhotzky sagt:

[289] Wer schreibt eigentlich? Wir wissens nicht. Geistergruppen werdens wohl sein, die letzten Endes schreiben. Wir kennen nur die Verfasser, und die irdischen Namen dieser Verfasser sind die zufälligen Erkennungszeichen und Laute, hinter denen sich für die Wissenden Geistergesellschaften betätigen.

[(290)]

Mein lieber Hans Reimann!

©

Bis dahin fröhlichen Gruß!

Dein P r ü f e r .

[(294)]

Old Shatterhand und die Schwester Winnetous

Eine juristische Plauderei

Von Geh. Hofrat Universitätsprofessor Dr. jur. et theol. Emil S e h l i n g

Eine der lieblichsten und reizvollsten Figuren, die die Dichterhand Karl Mays gezeichnet hat, ist die Schwester Winnetous. Die rührende Zuneigung zu ihrem Bruder, die aufkeimende Liebe zu dem Freund ihres Bruders und das schmerzvolle Entsagen nehmen unsere ganze Seele gefangen. Unterstellen wir einmal, der Dichter hätte ihr ein gütigeres Schicksal zugedacht, Old Shatterhand hätte ihre Liebe erwidert und der Bund wäre geschlossen worden. Welche eherechtlichen Verhältnisse hätten sich ergeben?

I.

Wäre die Ehe Old Shatterhands rechtlich zulässig gewesen, in welcher Form und unter welchen Voraussetzungen, und welche Folgen hätte eine solche Ehe gehabt? Es handelt sich um Fragen des sogenannten internationalen Familienrechts, die sich hier um so eigenartiger gestalten, weil die Ehe eines **[295]** Europäers mit einer Farbigen in Betracht gekommen wäre.

Zunächst ist zu erörtern: nach welchen Grundsätzen ist die Gültigkeit einer solchen Ehe zu beurteilen, welches Recht hat zu entscheiden? Antwort: dasjenige Recht, dem die Beurteilung unterstellt wird. Wird die Ehe in Nordamerika Gegenstand eines Rechtsstreits, dann das nordamerikanische Recht; wäre dagegen die Familie Old Shatterhand nach Sachsen übergesiedelt und wäre die Frage der Gültigkeit vor dem Landgericht Dresden zur Beurteilung gelangt, dann das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Zwar ist 1902 im Haag ein Abkommen über die Eheschließung unter den zivilisierten Staaten abgeschlossen worden, aber an diesem Abkommen hat sich Amerika nicht beteiligt. Uebrigens stehen sowohl das deutsche BGB. wie das Haager Abkommen auf dem Standpunkt, daß für die Fähigkeit zur Eheschließung jeder der beiden Verlobten nach dem Recht seiner Staatsangehörigkeit zu beurteilen sei. Dies dürfte wohl auch der Standpunkt der amerikanischen Gerichtshöfe sein, denn ein Gesetz darüber besitzt Nordamerika nicht.

Also entscheidend ist das Recht der Staatsangehörigkeit. Für Old Shatterhand daher das deutsche BGB. Nach diesem hätte der Ehe ein Hindernis nicht entgegengestanden. Zwar ist in Deutschland eine starke Strömung hervorgetreten, die die Ehen zwischen Deutschen und Andersfarbigen (man hatte Ehen mit Negern in unsern Kolonien im Auge) verboten wissen wollte, und diese Strömung hatte sogar zu einem Antrag im Reichstag geführt. **[296]** Der Antrag ist aber abgelehnt worden. Auch in Amerika, wo doch das Volksempfinden die Ehen von Weißen mit Farbigen entschieden ablehnt, sind diese Ehen, soweit mir bekannt, in keinem der Staaten verboten. (Bekanntlich kann ein jeder Staat in Nordamerika sein Recht selbständig regeln, soweit nicht der Bundesstaat eingreift.)

Für die Apatschin wäre das Recht ihrer Staatsangehörigkeit in Betracht gekommen. Behandelte Amerika sie als amerikanische Staatsbürgerin, so das amerikanische Common law, das kein Hindernis enthält. Wurde dagegen den Indianern in ihren Reservationen ihr eignes Recht gelassen, so wäre das Recht der Apatschen anzuwenden. Dieses wird sich wohl kaum von dem anderer Naturvölker unterscheiden, und manches ist uns ja auch bekannt, insbesondere auch durch Karl Mays Erzählungen, die vor dem Richterstuhl der Wissenschaft im wesentlichen noch immer stand gehalten haben. Freilich ist es schwierig, in den Geist fremder Völker einzudringen. Mir hat einmal der Sohn eines Missionars der Hereros erzählt, daß sein Vater trotz über 30jährigem ständigen Leben bei und mit den Hereros über manche ihrer Anschauungen sich noch nicht habe Klarheit verschaffen können. Wie sehr müssen wir nach solchen Erfahrungen jene glücklichen Reisenden bewundern, die nach kaum vierwöchiger Gesellschaftsreise in der Lage sind, tiefgründige Vorträge über Sitten und Gebräuche fremder Völker zu halten!

Bei den Indianern gilt nicht die Familie, sondern das Geschlecht, die Sippe. Winnetou war der Geschlechtshäuptling. **[297]** Seine Zustimmung zur Ehe seiner Schwester war notwendig und mußte erkauft werden, denn es gilt die Kaufehe. Im übrigen ist die Stellung der Frau bei den Indianern keineswegs die einer Geknechteten. Es herrscht vor klugen Frauen genau solche Achtung wie in Europa. Vielweiberei ist nur den Häuptlingen erlaubt. Und es soll auch bei den Indianern vorkommen, daß bei Groß-Reinemachen der „Graue Bär“ seinen Wigwam verlassen muß und nachher nicht einmal etwas sagen darf, wenn ihm alle

Skalpe durcheinander gebracht sind!

Wenn Old Shatterhand bei den Apatschen geblieben und selbst Apatsche geworden wäre, so hätte er die Gewalt des Ehemanns nach dem Recht der Apatschen ausüben können, denn das deutsche BGB., das an sich die Verhältnisse zu regeln gehabt haben würde, wäre bei den Apatschen kaum in Anwendung gebracht worden.

Nach dem Recht der Apatschen hätte aber vielleicht doch noch ein Ehehindernis bestanden. Old Shatterhand war doch Blutsbruder Winnetous geworden. Durch diese Blutsbrüderschaft wurde nicht nur das innigste Freundschaftsverhältnis, sondern ein wahres Verwandtschaftsverhältnis gegründet. Old Shatterhand war damit in das Geschlecht Winnetous eingetreten und gehörte damit demselben Totemverband an, das heißt dem Geschlecht, das durch ein bestimmtes Tier als Bild der Abstammung von denselben Ahnen gekennzeichnet ist. Ob innerhalb dieses Verbandes nicht geheiratet werden durfte, vermag ich nicht zu entscheiden, da die Literatur über diese Frage keine Auskunft gibt. Nimmt man aber diesen **[298]** Fall an, so wäre der Ehe eine rechtliche Schranke gezogen gewesen, vorausgesetzt, daß die Eheschließung bei den Apatschen stattgefunden hätte.

Für die Form der Eheschließung gilt – das ist ein Gemeingut des internationalen Privatrechts – das Recht am Ort der Eheschließung. Hätte der Vorgang bei den Apatschen stattgefunden, so würden die dort üblichen Förmlichkeiten genügt haben, sonst wäre in Amerika nach dem Common law jeder Geistliche einer anerkannten Religionsgesellschaft zuständig gewesen. Kein solcher aber hätte die Ehe mit einer Heidin eingesegnet. Winnetous Schwester hätte also vorher zum Christentum übertreten müssen.

II.

Besonders fesselnd wäre die Rechtsfrage geworden, wenn die Eheschließung auf deutschem Boden, sagen wir mal in Kötzschenbroda, stattgefunden hätte. Der dortige Standesbeamte wäre in die Lage versetzt worden, das Recht der Apatschen anzuwenden. Er hätte sich im nahegelegenen Radebeul bei dem Kenner Karl May als Sachverständigem Rat holen müssen; denn ich glaube kaum, daß in der Juristenschaft Sachsens sonst ein Sachverständiger (für das Recht der Apatschen!) zu finden gewesen wäre. Nach dem Recht der Apatschen wäre vielleicht das einzige Ehehindernis das des Totems gewesen. Hier erhebt sich eine weitere Rechtsfrage: hätte der deutsche Standesbeamte überhaupt dieses Ehehindernis beachten dürfen? Es ist ein anerkannter Rechtssatz, daß ein deutscher Richter oder Verwaltungsbeamter einen Satz des ausländischen Rechts, den er an sich nach **[299]** den Grundsätzen des internationalen Privatrechts anzuwenden hätte, dann nicht anwenden darf, wenn er gegen sittliche Grundanschauungen unseres Volkes oder gegen Grundsätze unseres öffentlichen Lebens verstößt. Wenn z. B. dem Vizekönig von Aegypten, der sich bei einer Reise durch Europa einen Teil seines Harems mitgenommen hat, eine seiner Damen mit einem Europäer durchbrennt, so darf der deutsche Beamte bei Klage des Aegypters das in Aegypten geltende Sklavenrecht nicht zugrunde legen.

Wie hätte es nun hier mit dem Totem gestanden? Daß diese Verwandtschaft auf Anschauungen beruht, die uns Deutschen fremd sind, würde an sich zur Ablehnung noch nicht genügen, aber sie beruht auf Anschauungen, die unsern religiösen Grundsätzen völlig widersprechen. Denn sie führt letzten Endes auf die Vorstellung der Seelenwanderung in Tiere zurück. Tierkultus und Totemismus hängen innigst zusammen. Daß auch die Germanen in ihrer sippschaftlichen Phase vom Tierkultus nicht frei waren, ist anzunehmen. Warum hat die christliche Kirche von den Sitten der alten Deutschen z. B. so ganz besonders das Pferdefleischessen bekämpft? Weil das Pferd dem Wotan heilig war und Opferzwecken diente. Die Kirche hat uns damit den Abscheu vor dem Pferdefleisch eingeimpft, der an sich gewiß ganz unberechtigt ist, und der heute langsam wieder verschwindet. Immerhin liegen diese Anschauungen der Germanen so weit zurück, daß man ein Zurückgreifen auf den Totemismus in Kötzschenbroda wohl nicht mehr als erlaubt betrachten dürfte. Die Ehe wäre also gültig gewesen. Und nur, wenn einmal im Stamm der **[300]** Apatschen die Nichtigkeit der Ehe geltend gemacht worden wäre, z. B. wenn Old Shatterhands Kinder einen Erbanspruch auf Onkel Winnetous Nuggets geltend gemacht hätten, wäre die Grundfrage vielleicht wieder aufgerollt worden.

Ob die eherechtliche Gewalt bei den Apatschen sich nach dem Muster Siegfrieds ausgestalten durfte, von dem Kriemhild einmal klagt,

Auch hat er also zerbleuet meinen Leib,

bleibe dahin gestellt.

Man denke sich einige Bilder dieser Ehe aus! Die Visitenkarten der Frau hätten wahrscheinlich gelautet:

Frau Old Shatterhand geborene Winnetou

Oder (da sie zweifellos Frauenrechtlerin geworden wäre): Frau Old Shatterhand-Winnetou. Zu beachten: das „Old“ bezieht sich nur auf Shatterhand!

Wer weiß, wie sich diese zarte Blume ausgewachsen hätte, wenn sie erst einmal richtig gemerkt hätte, welche Rechte – im Gegensatz zu denjenigen der Apatschen – das BGB. der Ehefrau einräumt! Und wer weiß, ob dann der Dichter nicht gezwungen gewesen wäre, von einer Lösung der Ehe zu berichten, und zwar wegen böslicher Verlassung, sofern er nämlich seinen Old Shatterhand auf die vielen Reisen geschickt und die Frau dabei im Radebeuler Wigwam zurückgelassen hätte.

[301] III.

War die Ehe gültig, so wären die aus der Ehe geborenen Kinder eheliche Kinder. Sie hätten ohne weiteres auch die Staatsangehörigkeit ihres Vaters gehabt. Wenn die Kinder also etwa, als Nachkommen der roten Rasse, rot auf die Welt gekommen wären, so hätten wir einmal den Fall von roten Sachsen erlebt, eine sonst gerade in Sachsen nicht übliche Erscheinung.

IV.

All diesen Fragen ist Old Shatterhand aus dem Weg gegangen, und alle seine Freunde und Verehrer sind es mit ihm, und zwar dank der Feinsinnigkeit seines dichterischen Schöpfers Karl May.

Trotz aller Begeisterung, die der Dichter der indianischen Welt entgegenträgt, trotz aller wunderschönen Ausführungen über das Unrecht der weißen Rasse an der roten, trotz aller seiner Rechtfertigungsbemühungen für das rote Volk und seine Taten, trotz aller seiner herrlichen Lobpreisungen auf die alles versöhnende Menschenliebe, hat Karl May es mit richtigem Gefühl vermieden, seinen Helden in die Ehe mit der Schwester seines Blutsbruders einwilligen zu lassen. Dieser banale Schluß wäre nicht nur eine dichterische Unfeinheit gewesen, er würde auch dem Empfinden des deutschen Lesers widersprochen haben. Er würde auch die Zuneigung, die der Leser bisher für die zarte Blume und für die rührende Zärtlichkeit des Bruders, der die Empfindungen seiner Schwester ahnt, aber auch die ablehnenden Gefühle seines Blutsbruders würdigt, **[302]** empfunden hatte, nicht nur nicht gesteigert, sondern vielmehr abgeschwächt haben. Jetzt fühlen wir doppelt mit dem schönen Naturkind, das seinen innigsten Gefühlen entsagen muß; ein tragisches Opfer der Rassengegensätze, die auch der Dichter, trotz seiner Verehrung für die rote Rasse, achtet. Vielleicht unbewußt. Aber gerade das ist das Geniale.

Karl Mays indianischer Liebesroman schließt tragisch oder wenigstens dramatisch. Der Konflikt wird poetisch und in einer Weise gelöst, die unser gesundes Empfinden nicht verletzen kann. Der Mensch hat sich dem Schicksal zu beugen, auch der Dichter.

Das künstlerische Seitenstück dazu ist ein zweiter Versuch des Dichters, den Unterschied der Rassen zu überbrücken. Sam Hawkens, der Lehrmeister und Begleiter Old Shatterhands, ist nicht so zartfühlend, so feinempfindend wie sein Schüler und Schützling Old Shatterhand. Er will unbedingt ein indianisches Mädchen heimführen. Aber auch hier läßt der Dichter es nicht zu einer Ehe kommen. Sam ist selbst indianischen Frauen zu häßlich. Sie erteilen ihm – buchstäblich – einen Korb.

So folgt auf den Ernst der Scherz, wie bei den großen griechischen Dichtern auf die Tragödie das Satyrspiel.

[(303)]

Durch die Alkali-Wüste von Wyoming

Von Karl Budde U.S.A.[41]

Die Union Pacific, die zuerst gebaute Eisenbahn, die den sog. Wilden Westen der Zivilisation erschloß, durchquert den Staat Wyoming nicht fern von seiner südlichen Grenze. Der westliche Teil dieses Staates, nördlich der Bahn, wird bis jetzt noch von keinem „Dampfroß“ durcheilt, und man findet in jener Gegend noch heute das Land in seiner alten Unberührtheit.

[304] Diese Gegend, die für die nächste Zukunft mein „Jagdgebiet“ werden sollte, besaß für mich einen doppelten Reiz. Einmal gehört sie zu den Gebieten des Felsengebirges, die auf den Wanderer eine besondere Anziehungskraft ausüben, und außerdem tönten mir die Namen South Paß, Gros Ventre- und Teton-Berge und Yellowstonepark, die in den Erzählungen Karl Mays eine bedeutende Rolle spielen[42], wie liebe vertraute Klänge aus der Jugendzeit in den Ohren und erweckten in mir den Wunsch, die Gegend mit eigenen Augen zu sehen, in die mich meine Einbildungskraft an der Hand Old Shatterhands so oft geführt hatte.

Ein Zug der Bahn hatte mich nach Rock Springs gebracht, einem kleinen Ort, der einige hundert Meilen östlich vom großen Salzsee liegt.

[305] Der Weg von der Eisenbahn nach dem South-Paß führt durch eine einsame und baumlose Hochebene, die eine Wüste ist. Ganz wasserarm ist sie zwar nicht, aber ihre Wasserläufe bedeuten keine Freude für den durstigen Wanderer; sie sind meist vergiftet, da sie mehr oder weniger stark mit Alkali durchsetzt sind.

Ich hatte die Bahn gegen neun Uhr morgens verlassen und mochte etwa 12 engl. Meilen (1 engl. Meile = 1 $^3/_5$ km) gegangen sein, als ich eine Ansiedlung erreichte. Hier gab es eine Quelle, die wenigstes einigermaßen trinkbares Wasser führte. Während ich an ihr meinen Durst löschte, trat der Besitzer heraus und fragte mich nach dem Woher und Wohin des Wegs. Auf meine Antwort teilte er mir mit, daß die nächste Ansiedlung zwölf Meilen entfernt liege, und riet mir zugleich, von hier in einer Flasche Wasser mitzunehmen, da solches bis dorthin nirgends anzutreffen sei. Trotzdem eine drückende Hitze herrschte – es war im Monat Juni – befolgte ich seinen Rat doch nicht, weil mein Rucksack schon dermaßen vollgepackt war, daß ich nicht einmal eine Flasche mehr hätte hineinzwängen können. Und meine zahlreichen einsamen Wanderungen hatten mich daran gewöhnt, den Durst für längere Zeit zu ertragen.

Ich verfolgte den Weg weiter, der jetzt eine Anhöhe hinaufstrebte. Dort oben bot sich mir eine gute Aussicht; man konnte deutlich in nordwestlicher Richtung den Steamboat Mountain (= Dampfschiffberg) sehen, einen kahlen langgestreckten Berg, der die Form eines Dampfers hat, die ihm seinen Namen eintrug. Auch der Table Rock[43], der von hier südöstlich liegt, war **[306]** noch soeben am Horizont zu erkennen. Ich hatte diesen alleinstehenden Tafelberg schon gestern Abend bei Sonnenuntergang gesehen, als mich der

---

[41] Karl Budde ist der Verfasser des von unsern Lesern mit großem Beifall aufgenommenen Stimmungsbildes „Dieser See ist wie mein Herz“, das wir im sechsten Karl-May-Jahrbuch (1923) brachten. Von ihm, der schon seit Jahren in den Vereinigten Staaten lebt, stammen auch, wie auf S. 4 jenes Jahrbuchs erwähnt, alle darin enthaltenen Bilder amerikanischer Landschaften, ebenso wie die im vorliegenden Jahrgang wiedergegebenen.

Diesmal haben wir den von ihm im sechsten Jahrbuch (S. 376) beschriebenen Berg abgebildet. Der dort ebenfalls dargestellt „Herzsee“ erscheint heuer nochmals und zwar in einer andern Aufnahme; diese läßt die im vorjährigen Aufsatz erwähnte Spiegelung deutlich erkennen.

Die übrigen vier Landschaftsbilder dieses Jahrgangs bringen seine photographischen Aufnahmen zur Erzählung über **[304]** seine Wanderung durch die Alkaliwüste von Wyoming nach den Wind-River- und Gros-Ventre-Bergen. Gleichzeitig mit der in Vorjahr abgedruckten Skizze hat Budde uns nämlich auch Schilderungen seiner Streifzüge, die ihn bis zum „Herzsee Winnetous“ führten, eingereicht, alles begleitet von zahlreichen Lichtbildern, aus deren Reihe wir – auf Jahre verteilt – leider nur einen Bruchteil wiederzugeben vermögen. Mit dem obigen Abschnitt hat die Reise begonnen, deren Fortsetzung in den nächsten Jahrbüchern folgen wird.

Bei dieser Gelegenheit sei ein Uebersetzungsirrtum berichtigt, der uns im vorigen Jahrbuch unterlief. Auf S. 374 ist das Wort „Bull-moose“ mit „Elk-Bulle“ verdeutscht worden; nach Buddes Mitteilung muß man an diese Stelle „Elentier“ oder „Damhirsch“ setzen. Der Verfasser schreibt uns, nach seiner Ansicht sei der „Bull-moose“ wohl das größte amerikanische Tier und für ihn das prächtigste Wild. Die Herausgeber.

[42] Siehe Karl May, „Winnetou“ Bd. III, sowie „Unter Geiern“.

[43] Felsentisch.

Union Pacific-Zug in rasender Eile durch die dortige Red Desert[44] brachte. –

Da es auf meiner Uhr schon nach Mittag war, nahm ich einen kleinen Imbiß ein und ging dann sogleich weiter. Nachdem ich einige Meilen zurückgelegt hatte, konnte ich den vor mir liegenden Weg weit übersehen. Er führte von hier aus nach Norden, aber in einem Bogen nach Westen zu. Ich folgte ihm daher nicht länger, sondern ging quer durch das niedrige *Sage brush*[45]. Am jenseitigen Ende des Bogens sah ich auf dem Weg eine dicke Staubwolke sich langsam fortbewegen und erkannte bei genauerem Hinschauen in ihr einen mit mehreren Zugtieren bespannten Lastwagen, der in dem aufwirbelnden Staub fast völlig unsichtbar war. Da das Gefährt nur sehr langsam vorwärts kam, hatte ich es bald eingeholt. Der Kutscher saß nicht auf dem Wagen, sondern ging neben seinen acht Pferden her, um diese mit einer langen Peitsche besser antreiben zu können. Er war über und über mit Staub bedeckt, und den Tieren lief vor übergroßer Anstrengung der Schweiß, mit dickem Staub vermischt, in Rinnsalen an ihren Körpern herunter. Die sandige Erde auf dem Weg war mit der Zeit zu einem feinen Pulver zerrieben worden, obwohl diese Fahrstraße sehr wenig benutzt wurde.

Die Alkali-Wüste von Wyoming

Grad als ich den Wagen erreichte, hielt der Kutscher **[307]** sein Achtgespann an, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Auf mein Halloh wendete er sich um und erwiderte meinen Gruß mit dem landesüblichen „how do?“ Dann kletterte er, ohne mich weiter zu beachten, auf seinen hochbeladenen Wagen hinauf und holte einen großen steinernen Krug hervor. Er faßte ihn mit beiden Händen, setzte ihn an den Mund und trank in langen Zügen. Als er endlich absetzte, reichte er mir wortlos den Krug herab, dessen Inhalt ich nun meinerseits zusprach. Ich roch und schmeckte gleich, daß dem Wasser ein geringer Schuß Whisky beigemischt war, und als ich meinen Durst gelöscht hatte, und ihm den Krug wieder hinaufreichte, meinte er lachend: „Gut, daß er nur den Geschmack von Whisky hat, denn wäre es unverdünnter Whisky, so würde er uns nach derartigen Zügen schnell in den *Sage brush* werfen.“ Hierauf fragten wir uns gegenseitig nach dem Ziel unserer Reise. Er war ein sog. *Frei[g]hter*, dessen Beschäftigung darin bestand, allerhand Kaufmannswaren von einem Großhändler in dem eingangs erwähnten Bahnort nach einer über hundert Meilen entfernten kleinen Ansiedlung zu fahren. Da er auf dem sandigen Weg mit derartig schweren Ladungen täglich höchstens fünfzehn Meilen zurücklegen konnte, so nahm eine solche Fahrt mindestens eine Woche in Anspruch. Er trieb jetzt seine Pferde wieder an. Ich schritt scharf aus und hatte das Gefährt schon nach kurzer Zeit weit hinter mir gelassen.

Der Weg führte mich in ungefähr nördlicher Richtung weiter; der Blick nach Osten war nunmehr durch nahe Anhöhen behindert. Nach Westen zu fiel der **[308]** Boden schräg ab, und man hatte nach dorthin eine weite Aussicht über das Tal des Green River, der aber wegen seines tiefgelegenen Bettes nicht zu sehen war. Seine Entfernung von hier aus mochte dreißig Kilometer betragen.

Noch vor Sonnenuntergang erreichte ich den nächsten Ranch.

Er wird *Well* (= Brunnen) genannt und ist zugleich ein *Road House*[46]. Durch seine hohe Windmühle, die Wasser aus einem Brunnen pumpte, war er schon von weitem sichtbar. Ich blieb hier über Nacht. Für das Abendessen hatte ich einen halben Dollar zu bezahlen; es bestand aus eingemachten Schotenbohnen, gebratenen Kartoffeln mit Speck, zwei Scheiben von einer Tomate und Tee, alles so knapp bemessen, daß ich mich kaum daran sättigen konnte. Eine Uebernachtung im Haus lehnte ich ab. Zwar hätte ich ein Bett für einen weitern halben Dollar mieten können, aber ich fürchtete, daß ich dann die ganze Nacht wegen *bed bugs*, wie der Amerikaner die kleinen krabbelnden Quälgeister nennt, nicht würde schlafen können. In andern Roadhäusern hatte ich schon entsprechende Erfahrungen gemacht, weshalb ich am liebsten unter freiem Himmel zu schlafen pflege. Der Eigentümer des Roadhauses überließ mir einige Satteldecken, auf die ich mich legte; als Zudecke benützte ich meine eigene Decke und meinen Oelmantel, die ich beide auf

[44] Rote Wüste.
[45] Sage gehört zur Familie der Artemisia-Pflanzen. [Wüsten-Beifuß]
[46] Herberge.

meinem Rucksack geschnallt trug.

Früh am nächsten Morgen verließ ich die Herberge, nachdem ich ein Frühstück eingenommen hatte, das in Preis und Knappheit dem Abendessen ebenbürtig war.

Der Green River

[309] Der South Paß liegt von Rock Springs nordnordost, aber der Weg hatte bis jetzt meist nordnordwest geführt, wahrscheinlich um die Wasserstellen anzulaufen. Die Gegend hier bot noch immer das gleiche Bild. Ueberall kurzer *Sage brush* auf alkalihaltigem Boden, soweit das Auge reichte. Hin und wieder einmal eine kleine Anhöhe, denn vollständig flach ist diese weite Hochebene keineswegs. Auch ist sie nicht ganz ohne Nutzen, denn obgleich Pferde und Rinder auf ihr, sich selbst überlassen, verhungern würden, weil diese Tiere *Sage brush* nicht fressen mögen, so wird sie überall, wo Wasser vorhanden ist, als Weide für Schafe ausgenutzt, die von dem Gestrüpp ausschließlich leben können.

Der Weg wurde nach und nach so sandig, daß ein Ausschreiten kaum möglich war, weshalb ich oft neben dem Weg ging, wo der mit *Sage brush* bewachsene Boden etwas fester war. Die Sonne stieg höher und höher, und es wurde schnell heiß. Ich schritt trotzdem rüstig aus und kam so, gegen zehn Uhr, auf einem andern Ranch an. In dessen Nähe rieselte ein kleines Gewässer, das etwas Gras hervorgezaubert hatte, eine wahre Augenweide in dieser ausgedörrten Gegend, die sonst überall nur das ermüdend graufarbige Gestrüpp aufweist.

Ein dickbauchiger Mensch, der auf einer Art Veranda des Hauses saß und mit einem Fernglas die Umgegend absuchte, erwiderte, als ich herankam, meinen Gruß kaum. Er sprach ab und zu nach rückwärts ins Haus hinein, aus dem ihm laute Stimmen von Frauen und Kindern antworteten. Aus seinen Aeußerungen vernahm ich, daß er einen seiner Schafhirten **[310]** in der Ferne durch das Glas beobachtete. Ich bat ihn um Wasser. Hochmütig und nur von der Seite auf mich herabsehend, nickte er bloß mit dem Kopf nach einer kleinen Bretterbude hin. Ich fand in ihrem Innern eine – – Quelle, die in dem kleinen Raum eine angenehme Kühle verbreitete. Da ich ziemlich durstig geworden war, trank ich mehrere Becher voll langsam und mit Genuß aus. Dieses Wasser wies keinen großen Gehalt an Alkali auf. Höchstwahrscheinlich lief das Wasser unterirdisch auf einer alkalifreien Gesteinschicht her.

Die Winds-River-Berge

Völlig erfrischt trat ich wieder hinaus. Um sieben Uhr hatte ich Well verlassen, jetzt war es zehn Uhr, und da die Entfernung von dort nach hier zwölf Meilen betragen sollte, so mußte ich vier Meilen in der Stunde gegangen sein.

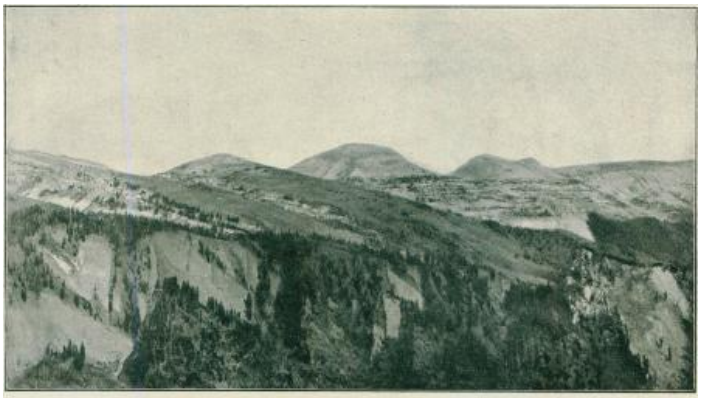
Der Dicke hatte noch immer seinen erhöhten Platz auf dem Vorbau inne. Er würdigte mich auch jetzt, als ich wieder auf ihn zuging, keines Blicks. Dennoch stellte ich ihm einige Fragen über den vor mir liegenden Weg, die er jedoch äußerst wortkarg und zum Teil nur mir Kopfnicken beantwortete. Mit dem Kerl war wirklich nichts anzufangen.

Er erhob sich jetzt und trat ins Haus. Diese Gelegenheit benutzte ich, und schlug mich, wie jener Wilde in Seumes Gedicht, seitwärts in die Büsche.

Der Weg bog gar nicht weit vom Haus nach Nordosten ab. Dort und auch im Norden tauchten am Gesichtskreis einige Berge auf; die Entfernung war jedoch noch so groß, daß man nur ihre Umrisse erkennen konnte. Die Aussicht nach Osten war noch immer durch nahe Hügel verdeckt. Gegen Mittag **[311]** machte ich Halt, und entnahm meinem Rucksack etwas Eßbares, das aus Konserven und Crackers (= Zwieback) bestand. Ich aß es kalt, da ich keine Neigung verspürte, ein Feuer anzuzünden; die Sonne

verbreitete schon genug Hitze. Zehn Minuten später war ich wieder unterwegs. Fort aus diesem Wüstenbrand! Hinauf in die kühlen und schattigen Wälder der Wind-River-Berge! Ich legte Meile auf Meile zurück, ohne irgend ein Lebewesen zu erblicken. Jedesmal, wenn es eine kleine Anhöhe hinaufging, hoffte ich, von dort oben etwas Besonderes erspähen zu können; aber die Gegend behielt beständig das gleiche, eintönige Aussehen. Endlich jedoch wurde die Aussicht nach Osten zu frei, und ich erblickte nun dort in der Ferne große, weiße Flächen, die man für Schnee hätte halten können. Es war aber Alkali, nichts als Alkali! Die Sonnenstrahlen tanzten und flimmerten darüber derart stark, daß mich beim Hinsehen die Augen jetzt schon schmerzten. Wer dort ohne Schneebrille ging, hätte blind werden müssen. Auch der Dampfschiffberg war nun wieder zu sehen. Dieser Berg, der seine Umgebung um etwa fünfhundert Meter überragt, soll nach der letzten Erforschung eines Geologen über zwanzig Millionen Tonnen Pottasche (K_2O) enthalten. Man hat aber glücklicherweise noch kein Verfahren entdecken können, um sie aus dem Gestein billig genug zu gewinnen, denn sonst würde es mit unserm deutschen Alleinvertrieb für Pottasche bald ein Ende haben.

Hinter dem Dampfschiffberg, ferner nach Osten hin, konnte ich noch weit in das Great Divide Basin schauen, ein mehr als 6000 Quadratkilometer umfassendes **[312]** Becken, in das von allen Richtungen her Bäche hineinlaufen, die aber nur sehr selten Wasser führen und auf halbem Weg einfach versiegen. Sie werden vom Amerikaner „lost creeks“ (verlorene Bäche) genannt. Außer der erwähnten Pottasche enthält diese Wüste noch reiche Kohlenlager. Sie sind zum größten Teil bereits festgelegt worden, und werden auch, sobald erst der Wassermangel irgendwie behoben sein wird, sogleich in Abbau genommen werden. In Rock Springs hat man bereits seit vielen Jahren Kohlenbergwerke in Betrieb. Mit dem ersten ist sogar schon im Jahr 1868 begonnen worden, als die Schienenstrecke der Union Pacific gelegt wurde, von Angriffen durch Indianer bedroht. Das nötige Wasser hatte man bis 1907 noch in großen Wasserbehältern auf der Bahn heranschaffen müssen, was ganze Züge täglich beanspruchte. Jetzt wird dieses unentbehrliche Naß in einer über zwanzig Kilometer langen Röhre vom Green River hergepumpt. Das Alkaliwasser ist selbst für Kesselgebrauch nicht gut verwendbar. –


Die Gros-Ventre-Berge

Mehrere Meilen war ich schon wieder vorwärts gekommen, und ich fühlte Durst. Trotzdem ich andauernd eine schnelle Gangart innehielt, schwitzte ich kaum; die Luft war so heiß und trocken, daß eigentlich gar kein Schweiß aufkommen konnte, um so weniger, da ich, wie stets draußen im Freien, das Hemd über der Brust weit offen trug. Ich hielt nirgends zum rasten an, die Nachtmittagsstunden vergingen, und mit ihnen schwand die größte Tageshitze. Endlich traf ich am Fuß einer kleinen Anhöhe auf Wasser. Es war eine in einer Bodenvertiefung liegende **[313]** Pfütze, die, wie man an ihren weit zurückgetretenen Ufern deutlich sehen konnte, schnell austrocknete. Sie verdankte ihre Herkunft zweifellos einem jener Regengüsse, die, von den Bergen kommend, sich manchmal in diese Wüste verirren. An der Farbe des Wassers, das vollständig muddig war, sah ich aber sofort, daß es Alkali enthielt. Ich nahm einen Schluck davon. Sehr viel schien dieses Regenwasser von dem Gift noch nicht aufgenommen zu haben, aber es war äußerst warm und hatte dazu einen ekelhaften Geschmack nach – – Schafdreck. Ich verzichtete deshalb auf mehr und nahm den Weg sogleich wieder unter die Füße. Aeltere Spuren von Schafen waren hier sichtbar, aber da die Wasserpfütze nicht mehr lange vorhalten konnte, so hatte der Hirt mit seinen Schützlingen diese Gegend sicherlich schon verlassen. Von der kleinen Anhöhe aus schaute ich in die Runde, konnte aber nichts Bemerkenswertes sehen. Es ging nun größtenteils sanft bergab, auf ein langes, quer zum Weg laufendes Tal zu. Nach seiner Gestaltung vermutete ich dort das Bett eines ausgetrockneten Bachs, aber beim Näherkommen sah ich, daß es doch Wasser führte. Nach meiner Annahme schien dies der Pacific Creek zu sein, der in der Nähe vom South Paß entspringt und in südwestlicher Richtung fließend, vom Big Sandy Creek aufgenommen wird, der seinerseits in den Green River mündet. Als ich den Bach erreichte, hielt ich an, um zu trinken. Das Wasser war klar, floß aber sehr träge, und die bläulichweiß gefärbten Uferränder verrieten deutlich seinen Giftgehalt. Dennoch, und obgleich es ebenfalls sehr warm war, **[314]** nahm ich mehrere Schlucke. Es schmeckte sehr

bitter, und ich konnte unmöglich meinen Durst daran löschen.

Aber zum Baden war es geeignet. Ich ging, nachdem ich meinen Oberkörper erfrischt hatte, eiligst weiter. Meine Uhr zeigte kurz nach sechs an. Ich war somit seit heute Morgen nahezu elf Stunden marschiert, konnte aber bis zum Dunkelwerden noch mehrere Meilen zurücklegen. Ich hatte jedoch kaum zwei hinter mir, als ich rechts vom Weg auf einer Anhöhe einen Schäferwagen erblickte, der ausgespannt und etwa eine Meile entfernt war. Dort angekommen, ließ ich, da niemand zu sehen war, ein lautes Halloh ertönen. Da dieser Ruf ohne Wirkung blieb, trat ich auf die Deichsel und schaute in den Wagen. Es war niemand drin.

Ich hielt nun Umschau nach dem Hirten. Die Gegend war hier „faltig“, und man konnte daher nicht alles übersehen. Nach einer Weile jedoch erspähte ich in der Ferne eine Schafherde, die soeben über eine Bodenwelle kam, um bald darauf in einer Senkung wieder zu verschwinden. Richtung war auf meine Anhöhe zu genommen; ich konnte hier also warten und legte mich deshalb nieder.

Die Wind River-Berge und die des South Passes waren von hier nun deutlich zu sehen.

Die Sonne neigte sich dem Gesichtskreis zu, und ich gab mich ganz dem Genuß hin, dieses, besonders hier in der Ebene, einzigschöne Naturschauspiel zu beobachten. Auch auf offenem Meer bietet ein Sonnenuntergang gewiß einen herrlichen Anblick; aber hier in der Wüste, wo die Luft mit feinem Dunst und Staub geschwängert war, entstanden **[315]** Strahlenbrechungen, die den Sonnenball in viel stärkerer Farbenpracht erstrahlen ließen. Er bot sich hier nicht in so scharfem Umriß dar. Sein Rand zeigte verschwommene Linien, und die dickere Luft über dem erhitzten Erdboden ließ ihn als eine beständig zitternde und flammende Feuerkugel erscheinen. Diese für Mensch, Tier und Pflanzen unentbehrliche Licht- und Wärmespenderin nahm jetzt, je mehr sie sich dem Gesichtskreis näherte, scheinbar an Größe zu, und senkte sich dann hinter ihm. Langsam – Zoll für Zoll –, so daß aus der Kugel allmählich eine Halbkugel wurde, von der aus nun ein breites, flackerndes, rotes Lichtband geradewegs über das niedrige Sage-Gestrüpp hinweg zu mir herstrahlte, aber nach und nach schmäler wurde, bis von der Sonne selbst schließlich nur noch ein winzig kleines Stück zu sehen blieb, das dann mit einem letzten, wie zum Abschied herübergesandten Glutstrahl verschwand. –

Ein Geräusch hinter mir riß mich aus meinen Träumereien. Ich wendete mich um und erhob mich zugleich. Es war der Hirt, der sich inzwischen eingestellt hatte, und sich jetzt am Wagen zu schaffen machte. Als ich auf ihn zuging, kamen noch drei andre Männer den Hügel herauf. Meinen Abendgruß erwiderten sie höflich. Als eine Art Sehenswürdigkeit wurde mir sogleich ein junger Coyote (Präriewolf) gezeigt, den sie in der Nähe des Wagens aus einem Erdloch zogen. Sie hatten ihn, wie sie mir sagten, mit vier andern kleinen Coyoten aufgefunden, aber es war nur dieser eine am Leben geblieben.

[316] Wie die meisten Schafhirten im Westen, so waren auch diese hier Mexikaner, bis auf einen, dessen Volkstum ich aber im stillen vergeblich zu erraten suchte. Er spach ein schlechtes Englisch, wie auch zwei von den andern, wogegen derjenige, den ich zuerst erblickt hatte, und den ich für den Foreman[47] hielt, fließend Englisch sprechen konnte. Dieser machte jetzt in dem kleinen Herd Feuer an, und schon nach kurzer Zeit war das Abendessen fertiggestellt. Es bestand auf Konserven und brauchte daher nur aufgewärmt zu werden. Im Innern des Wagens, in dem eine erdrückende Hitze herrschte, wurde das essen, zu dem mich die Leute einluden, eingenommen; als Getränk wurde Kaffee angeboten. Das Wasser dazu war dem Pacific Creek, der nicht weit vom Lagerplatz vorbeifloß, entnommen. Diese Leute hatten sich an das Alkaliwasser etwas gewöhnt. Sie erzählten mir aber, daß sie in der ersten Zeit nach seinem Genuß starke Verdauungsstörungen zu erleiden gehabt hatten. Ein Mensch kann sich schließlich ja auch an Gift gewöhnen, aber irgendwie muß es dem Körper doch zum Schaden gereichen.

Gleich nach dem Essen gingen alle, außer dem Foreman, wieder fort. Sie hatten für vier große Schafherden, deren jede über tausend Köpfe zählte und getrennt voneinander weideten, Sorge zu tragen, und mußten über Nacht bei ihren Tieren schlafen, da sich sonst unter dem Schutz der Dunkelheit die zahlreichen Coyoten die jungen Lämmer der Herde holen würden. Jeder Hirt führte sein Bettzeug mit sich, das tagsüber im Wagen gehalten **[317]** wurde, und aus Decken und Segeltuch bestand; auch eine Anzahl Laternen wurde mitgenommen. Diese werden nämlich an derjenigen Stelle aufgehängt, wo die Schafherde bei Einbruch der Dunkelheit in ihrem Vorwärtsgrasen halten bleibt, um sich niederzulegen. An mitgenommenen Stangen, die man an verschiednen Stellen in die Erde steckt, werden die Laternen

[47] Aufseher.

aufgehängt, und verscheuchen so durch ihren Lichtschein die nach Blut lechzenden Präriewölfe. Auch tagsüber benützt man ein Mittel, um die Coyoten von den Schafen fernzuhalten. Da sich beim Weiden eine tausendköpfige Herde weit ausbreitet, so ist es für den Hirten nicht möglich, überall seine Augen zu haben. Er kann selbst von einem erhöhten Punkt aus nicht sehen, was in den vielen Bodenvertiefungen vor sich geht, und gerade durch solche kommen die Coyoten an die Herde herangeschlichen. Um dies zu verhindern, verwendet man ganz einfach – – Vogelscheuchen, die man rings um den Geländeteil aufstellen muß, den man als Weidplatz bestimmt hat. Allzuviel helfen diese Abschreckmittel freilich nicht, denn obgleich der Coyote ein feiges Geschöpf ist und den Menschen sehr fürchtet, so wagt er sich doch oft genug mit seiner fuchsähnlichen Schlauheit unbemerkt dicht an die Herde und überwältigt sein Opfer. Nur gut angelernte Schäferhunde halten ihn in achtunggebietender Entfernung, aber solche sollen kaum für Gold zu haben sein.

Als die drei Hirten in der Dämmerung verschwunden waren, fing ich mit dem zurückgebliebenen Aufseher eine Unterhaltung in Spanisch an, womit **[318]** ich ihn überraschen wollte. Ich hatte ihn und seine beiden dunkelfarbigen Hirten für Mexikaner gehalten, obgleich ich solche eigenartige Gesichtsbildung noch nie gesehen hatte. Jetzt erfuhr ich, daß die beiden andern allerdings Mexikaner wären, er selber aber ein Indianer vom Stamme der Taos (ein Pueblostamm) aus Neu-Mexiko sei. Dies erklärte auch sein geläufiges Englisch. Von den Taos-Indianern hatte ich schon gehört, und ich wußte auch, daß sie, ebenso wie die Ute-, Navajo- und Apatsche-Indianer, vielfach spanisch sprechen können. Ich ließ meinen Gastgeber nun auch meine völkische Abstammung wissen, worauf er mich fragte, ob die Schweiz in Deutschland läge. Auf meine Erklärung hin, daß die beiden Länder benachbart seien, äußerte er, daß der andre weiße Hirt auch aus der Schweiz wäre. Ich beschloß, diesen jetzt aufzusuchen, und nahm meine Siebensachen gleich mit.

Zu seiner Herde war es nicht sehr weit, so daß ich noch vor Anbruch der Dunkelheit dort ankam. Ich fand ihn, als er seine Decken auf dem Boden ausbreitete; die Laternen hatte er schon aufgehängt. In einiger Entfernung sah ich auch den Schein von Laternen der übrigen Herden herüberblinken. Der Mann bot mir eine seiner Decken an, indem er meinte, daß meine Decke und der Oelmantel doch nicht genug Schutz gegen die Morgenkühle, die selbst hier in der Wüste kurz vor Sonnenaufgang ziemlich fühlbar wird, geben würde. Ich nahm sein Anerbieten an, und bald lagen wir nebeneinander ausgestreckt auf der Erde. Er bestätigte mir, daß er Schweizer sei. Deutsch und Französisch **[319]** sprach er jedoch so schlecht, daß wir uns in diesen Sprachen nur schwer verständigen konnten. Auch Italienisch behauptete er nicht besser sprechen zu können. Er stammte aus einer Sprachecke der Schweiz, deren Namen mir entfallen ist. [rätoromanisch]

Copyright 1901 by Carl Budde, Ogden, Utah

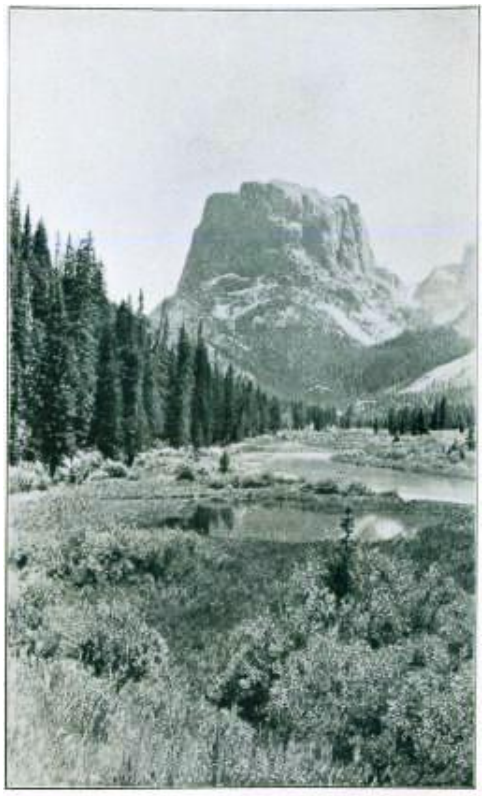
Der Herzsee Winnetous in den Wind-River-Bergen

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von den gastfreien Hirten, die von Dank oder gar Bezahlung nichts hören wollten. Eine kleine Abwechslung im täglichen Einerlei ist ihnen sehr willkommen. Denn ein Schäfer, der sich mit seinen Tieren ganz allein überlassen bleibt, und wochenlang oder gar monatelang keinen Menschen zu sehen bekommt, kann leicht einen „Klaps“ kriegen. Der Schweizer wußte mir gestern abend ein Liedchen davon zu singen. Das andauernde Blöken der Schafe, ihr fortwährendes Vorwärtsgehen, ohne eine Stelle langsam und ordentlich abzuweiden, ihr steter Drang, sich in alle Richtungen zu zerstreuen, die Schwierigkeit, die große Herde zusammenzuhalten, alles dies soll die Nerven eines Menschen stark angreifen. Auch des Nachts fehle es nicht an „Aufregungen“, weil die Schafe, von heranschleichenden Coyoten ängstlich gemacht, immer gleich in alle Winde fliehen wollen. Wie schon oben erwähnt, werden Schäferhunde nicht viel gebraucht, da bei diesen großen Herden nur die bestabgerichteten Hunde von Vorteil wären, und solche könnte man nur schwer beschaffen. Es wäre dringend zu empfehlen, aus Deutschland gute Herdengebrauchshunde einzuführen. Mit dem beschaulichen Dasein, das die Hirten drüben im alten Land führen, können die hiesigen das ihrige vorläufig noch nicht vergleichen.

[320] Als ich den Weg wieder erreicht hatte und kaum fünf Minuten auf ihm weitergegangen war, sprang plötzlich ein Hase vor mir auf. Er machte aber nur wenige Sätze und duckte sich dann unter einen Sagebusch. Es gab hier in der Nähe des Bachs etwas kärgliches Gras, von dem dieser Springinsfeld schon leben konnte. Ich näherte mich ihm vorsichtig, und, indem ich gleichzeitig meinen Sombrero vom Kopf zog, warf ich mich blitzschnell nieder und hatte ihn so auch glücklich unter dem Hut fest. Ich ergriff den Schlingel mit der linken Hand bei seinen Hinterbeinen, die unter dem Hut hervorragten. So hob ich ihn hoch; er stimmte einen jämmerlichen Gesang an, und begann so heftig zu strampeln, daß ich ihn kaum halten konnte. Gerade wollte ich mit der rechten Hand meinen Schattenspender wieder aufsetzen, als es Lampe im selben Augenblick gelang, ein Bein aus meiner linken Hand herauszuschnellen, und nur eine Sekunde später war auch sein andres frei. Wie aus einer Kanone geschossen setzte er über das niedrige Gestrüpp hinweg. In mein verdutztes Nachschauen tönte ein scharfes Johlen und Pfeifen, das von den Herren Schafhirten kam, die von weitem meinem Jagdabenteuer zugeschaut hatte. Da hatte ich einmal einen Hasen gefangen, ohne das bekannte Streumittel auf das Schwänzchen angewandt zu haben, und nun trug er mir zum Schaden auch noch den Spott ein.

Ich war während des ganzen Morgens marschiert, ohne wieder irgend einen Menschen gesehen zu haben. Gegen drei Uhr nachmittags gelangte ich **[321]** an eine Krümmung des Pacific Creek. Sein Wasser enthielt hier schon viel weniger Alkali, da ich den Bergen, deren Boden nicht alkalihaltig ist, nun schon nahe gekommen war. Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, entblößte ich mich vollständig und legte mich lang in den Bach hinein; mit einer wahren Begeisterung wusch ich den Wüstenstaub von meinem Körper und stieg wie neugeboren aus dem Bad. Die Sonne ersetzte mir ein Handtuch, und bald steckte mein äußrer Adam wieder in seiner Behausung. Ich stimmte das bekannte Burschenlied an:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!
Wer lange sitzt, muß rosten.
Den allerbesten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten – – – “


Mount Winnetou

und marschierte frohen Muts weiter. Die Ebene mit dem sie überragenden und noch immer sichtbaren Dampfschiffberg lag nun glücklich hinter mir. Es ging jetzt langsam bergan. Schräg vor mir, nach links, aber doch noch weit entfernt, erhob sich die hohe Wind-River-Bergkette, deren schneebedeckte Spitzen schier in den blauen Himmel zu ragen schienen. Von jenen Bergen, wo sich Tannenwald an Tannenwald reihte, schien es mir zuzurufen: Herauf, herauf, Wandrer in der Wüste! Hier oben erwartet dich kein giftiges, warmes und träge dahinfließendes, sondern stärkendes, kühles und munter springendes Wasser. Hier wanderst du nicht in versengender Glut durch eine baumlose, eintönige Ebene, sondern dein Fuß schreitet hier unter **[322]** erfrischenden und schattenspendenden Tannen hin. Herauf, herauf und raste nicht!

Da die Bergkette nach Nordwesten verläuft, dieser Weg aber nach Nordosten führte, so war von hier aus nur ihr südlichster Teil sichtbar. An diesem liegt der South Paß, den ich überschreiten mußte, wenn ich die Bergkette umgehen wollte, um an ihre östliche Seite zu gelangen.

Im Nordosten, also vor mir, standen unbewaldete Berge. Von diesen hob sich einer besonders, der Oregon-Butte[48], hervor, dessen eine Felsenspitze das Aussehen einer Burgruine hat. Von ihm aus bis hinunter zum Steamboot Mountain zieht sich ein niedriger Höhenzug hin, der von geographischer Wichtigkeit ist, denn er bildet die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ozean. Ebenso trennt die Wind-River-Bergkette alle die auf ihrem Kamm entspringenden Gewässer voneinander. Selbstverständlich tut

[48] Butte = Kahler Berg.

dies auch der South Paß, und auch das von hier aus südöstlich liegende Great Divide Basin[49] macht, wie sein Name sagt, ebenfalls einen Teil der Wasserscheide des Festlands aus.

Nach längerem Marsch langte ich am Fuß des South Paß an, wo ich ein Ranch fand und in seiner Nähe die Quelle des Pacific Creek. Dies Gehöft führte auch den Beinamen „Pacific“. Hier, wo der South Paß beginnt, zweigt ein Weg nach Nordwesten ab, der links oder westlich von den Wind-River-Bergen bleibend, in die Gegend des oberen **[323]** Green River und nach den Gros-Ventre-Bergen führt.

Hart am Weg, neben dem Ranch, stand ein ausgespannter Schäferwagen, dessen Pferde mit gehobbelten Beinen das spärliche Gras weideten. Als ich an dem Gefährt vorbeikam, schaute ein Mann heraus, der meinen Gruß zurückgab und mich fragte, woher ich käme. Er lud mich freundlich ein, hineinzukommen, um mich zu stärken. Am gedeckten kleinen Tisch sah ich, daß er soeben gegessen hatte. Während wir uns über die Gegend unterhielten, die er genau kannte, bereitete er eine Mahlzeit, die in der Hauptsache aus gebacknen Forellen bestand. Er zeigte mir einen ganzen Sack voll Fische, die er, wie er sagte, in dem nicht weit entfernten Sweet-Water-River gefangen hatte, und fügte hinzu: „Wie ich Euch schon sagte, fahre ich jetzt hinunter in die Red Desert, und dort würden diese vielen Fische, die ich allein nicht in einer Woche aufessen könnte, schnell verderben. Also *dig in, dig in*![50]“ Ich folgte seinem Rat nur zu gern und vertilgte eine ganze Reihe den [der] sogenannten Regenbogenforellen. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er von deutscher Abkunft sei, aber nur Englisch sprechen könne. Er war, wie jener Taos-Indianer, Schäferforeman und wollte mit seinem eignen Gespann hinunter in die „Rote Wüste“, um bei einem reichen Schafzüchter eine neue Stelle anzutreten.

Nachdem ich mich von dem deutschamerikanischen Schäfervormann verabschiedet hatte, war ich gleich **[324]** weitergegangen, ohne erst im Ranch „Pacific“ vorgesprochen zu haben. Vor mir lag ein baumloses Hügelland. Bis zum Abend mußte ich es durchquert haben, dann würde ich den Street [Sweet] Water Fluß erreichen, an dem ich rasten wollte, um danach hinaufzusteigen über den South-Paß und die große Wasserscheide in das Reich Old Shatterhands und Winnetous.

[49] Große Trennungsbecken.
[50] Wörtlich: grabe hinein = lange zu!

[(325)]

Ausfahrt

Von Dr. Wilhelm Matthiessen[51]

©

[51] Vgl. Jahrbuch 1922, S. 335 und Jahrbuch 1923, S. 321. Die Herausgeber.

[(334)]

Eine Studienreise Karl Mays

(1898)

Von Kantor Fr. H i n n r i c h s[52]

©

[52] Vor 1876 schrieb May eine Reihe von humoristischen Erzählungen über den „alten Dessauer“, die jetzt in Band 42 der „Gesammelten Werke“ vorliegen. 1892 faßte er den Plan, eine dreiaktige Posse über den Fürsten von Anhalt-Dessau zu verfassen. 1898 reiste er nach Gartow im Hannoverschen, um Studien zu machen. Die im vorliegenden Aufsatz geschilderten Erlebnisse brachten ihn dazu, abzureisen und Studien Studien sein zu lassen. Er schrieb nie mehr ein Wort an dem Werk, das er, wie es scheint, verbrannt hat. Vgl. „Ich“, S. 550; Jahrbuch 1918, S. 284 und Jahrbuch 1922, S. 208! Die Herausgeber.

[(338)]

Das Drama des sterbenden Volkes

Von Lisa Barthel-Winkler

©

[(344)]

Ferdinand Avenarius †

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

In Kampen auf Sylt ist in der Nacht vom 20. zum 21. September 1923 Ferdinand Avenarius im Alter von 67 Jahren gestorben.

Lebenslauf

Ferdinand Avenarius ist am 20. Dezember 1856 in Berlin als Sohn eines Buchhändlers geboren. 1871 übersiedelte seine Familie nach Dresden, wo er die Kreuzschule besuchte. Es folgten Jahre des Wanderns und Werdens, wobei er sich hauptsächlich auf der Insel Sylt und in der Schweiz aufhielt. In Zürich und später in Dresden, wohin er wieder zurückkehrte, gab er seine ersten, damals noch wenig beachteten Schriften heraus.

Als 30jähriger gründete Avenarius im Herbst 1887 den „Kunstwart", um mit ihm „eine Sprechstelle für die Minderheiten zu gewinnen, die schon jetzt mit Freude der Großen genossen, denen seiner Ueberzeugung nach die Zukunft gehörte". Obwohl er bereits zu Anfang eine Reihe bedeutender Mitarbeiter für sein Unternehmen gewann, bildete das erste Jahrzehnt des „Kunstwarts" doch für ihn eine Zeit schwerster Sorgen und finanzieller Kämpfe. Er war gezwungen, nebenbei eine Lampenzeitung, ein Fachblatt **[345]** „Der Neubau" und ein Vereinsblatt „Der Bienenkorb" zu leiten. Mitte 1897 hatte der „Kunstwart" erst 800 Bezieher. Von da ab begann der Aufstieg; bis Januar 1901 erreichte er eine Auflage von 8000, bis Weihnachten 1903 eine Auflage von 20 000. Ruf und Ruhm des Herausgebers wuchsen im gleichen Maß. Es folgten seine Gründung des „Dürerbundes" und verschiedne Kunstwart-Unternehmungen (Bildermappen u. dgl.). Um die Zeit von 1907 war der Name Avenarius weithin gekannt und als Kunstkritiker auch gefürchtet; man hörte auf seine Stimme und benannte ihn, teils scheu, teils anerkennend, als den „*Praeceptor Germaniae*" auf dem Gebiet des Kunstlebens.

Als der „Kunstwart" sein drittes Jahrzehnt begann und sein Stoffgebiet vom „Kunstwart" bis zum „Kulturwart" ausdehnte, da kam mit wachsendem Erfolg die Hybris, der Machtdünkel, über den in seiner Art bedeutenden Mann: er ließ sich in Angriffe ein, die ihn anfänglich leicht, aber später immer stärker schädigten, indem sie ihm zahlreiche Feinde schufen. So befehdete er beispielsweise den „Türmer", der mit dem „Kunstwart" in Wettbewerb getreten war, heftig und beleidigend, bis deren Herausgeber, [Jeannot Emil] Frhr. v. Grotthuß, durch eine Gerichtsklage eine empfindliche Bestrafung des Angreifers durchsetzte. Diese und ähnliche Kämpfe gerieten jedoch in der Folge wieder in Vergessenheit. Dagegen nahm der Versuch einer Machtprobe, die Avenarius ums Jahr 1912 in breiter Oeffentlichkeit unternahm, einen für ihn sehr nachteiligen Ausgang. Er wollte damals die Alleinherrschaft über **[346]** das gesamte deutsche Schrifttum an sich reißen, indem er die Schaffung einer Zensurstelle anstrebte, die sämtliche, nach ihrer Ansicht empfehlenswerten deutschen Werke mit einem „Dürerstempel" versehen sollte, derart, daß alles, was dieser Abstempelung nicht würdig befunden würde, als minderwertig zu gelten hätte. Dieser Versuch, eine Bevormundung und eine Art Leibeigenschaft der Buchhändler einzuführen, wurde fast einmütig vom gesamten Buchhandel und vom Hauptteil der deutschen Schriftsteller zurückgewiesen. Avenarius mußte einen „strategischen Rückzug" antreten und seinen Plan schließlich in der Versenkung verschwinden lassen. Er hatte damit eine Niederlage erlitten, von der sich sein Ansehen nie wieder völlig zu erholen vermochte.

Einen wohl kaum geringeren Schaden erlitt er durch seine um die gleiche Zeit einsetzenden Angriffe gegen Karl May, die er nach dessen Ableben im Jahr 1912 in verstärktem Maß aufnahm, und über die ich weiter unten berichten werde.

Zu allem Ueberfluß stellte er sich, in völliger Verkennung seines lediglich auf Kunst- und Geschmacksfragen gerichteten Könnens, mit Beginn des Kriegs auf die Politik um, und nannte den „Kunstwart" nunmehr „Deutscher Wille". Auch sein nächster Anhänger kann sich, wenn er die Kriegsjahrgänge der Zeitschrift durchblättert, dem peinlichen Eindruck nicht entziehen, daß sich hier jemand auf dem Glatteis der Politik bewegt, der dazu in keiner Weise berufen war. Avenarius prophezeite in überschwenglichen Worten Sieg, Glück, Erfolg und Freude! Nach dem Zusammenbruch verlor er erst recht die innere **[347]** Sicherheit und pendelte sogar in Parteipolitik (teils bis zur äußersten Linken, teils wieder

nach rechts) über, sodaß er sich gelegentlich in seiner eignen Zeitschrift Briefen seiner Anhänger gegenüber entschuldigen mußte, die ihn baten, doch die unheilvollen Tagesfragen nicht mit ins Gebiet der Kunst und in deren Tempel zu tragen.

Ich bin der Meinung, daß die letzten Jahre seines früher überaus glücklichen Lebens unglücklich waren, und daß er sich in der neuen Zeit nicht zurechtzufinden wußte. Ueberdies befiel ihn eine schleichende Krankheit, die auch seine geistigen Kräfte herabstimmte. Im Februar 1923 legte er die „Kunstwart"-Leitung in die Hände einer jüngeren Kraft, seines Stiefsohns Wolfgang Schumann. In einer gewissen Vereinsamung ist Ferdinand Avenarius gestorben.

Der Kampf gegen Karl May

Avenarius war kein schöpferisches Genie, sondern ein nachempfindendes und nachahmendes Talent. In sämtlichen Nachrufen, die ihm die deutsche Presse gewidmet hat, wurde betont, daß sich seine eignen Dichtungen, wie „Lebe!", „Die Kinder von Wohldorf", „Faust" und „Baal" nicht halten würden. Zum bleibenden Dichter fehlte ihm vor allem Romantik und Phantasie, an deren Stelle er eine rein verstandesmäßige, nüchterne, hausbackene Lebensauffassung setzte.

Vielleicht war dieser Mangel an Einfühlungsvermögen auch die ursprüngliche Ursache dafür, daß er den phantasiereichen, ihm völlig wesensfremden Karl May ablehnte und befehdete. Es kam aber wohl **[348]** auch hinzu, daß er überhaupt kein Verständnis und kein Wohlwollen für Gestaltungsformen aufzubringen vermochte, die sich abseits von seinem fast nur aufs Formal-Aesthetische gerichteten Kunstwartkreis hielten und sich nicht unter seine Beckmesser-Formeln einreihen ließen. Bei seinem Kampf war er in den Mitteln nicht wählerisch. Wir haben das dem Lebenden offen vorgehalten und dürfen den gleichen Vorwurf auch dem Toten nicht erlassen: der am 17. September 1919 verstorbene Schriftsteller August Niemann hat in seinem Aufsatz „Geld und Neid", den er uns wenige Tage vor seinem Tod einsandte, und den wir wegen Raummangels erst im heurigen Jahrbuch zu bringen vermögen, einige Gesichtspunkte behandelt, die das Unschöne, und vor allem auch das mit groben Unwahrheiten arbeitende Verhalten des Avenarius gegen Karl May beleuchten.

Zwar schon zu Lebzeiten des 1912 verstorbenen Karl May hatte Avenarius in zunehmendem Maß scharfe und schädigende Angriffe gegen ihn gemacht, allein stets mit einer Art von Vorsicht, die einen gerichtlichen Austrag vereitelte. Nach Mays Tod aber folgte im ersten Mai-Heft 1912 des „Kunstwarts" aus der Feder des Avenarius ein Schmähartikel, der nach Inhalt und Form selbst in der Karl May-Fehde einzigartig dasteht, und sogar frei erfundne Unwahrheiten über den Heimgegangenen ausstreute. Ludwig Gurlitt hat diese Art eines „Nekrologs" öffentlich als „literarische Leichenschändung" bezeichnet.

Am 1. Juli 1913 begann ich meine Tätigkeit in dem neugegründeten Karl-May-Verlag. Es galt zunächst, die vielen Freunde Karl Mays, die **[349]** durch die Rücksichtslosigkeit der allbekannten Angriffe, besonders der von Avenarius ausgehenden, mundtot gemacht worden waren, zu sammeln. Meine beiden ersten Kampfgenossen waren Ludwig Gurlitt und der den Jahrbuchlesern ebenfalls wohlbekannte Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer-Dessau (seinerzeit noch Volksschullehrer in Leopoldshall-Staßfurt). Dieser, von jeher ein entschiedener Gegner des Avenarius, hatte im VII. Jahrgang des Wiener „Forums" (Heft 5 vom 1. März 1913) voller Entrüstung über den erwähnten Nekrolog einen Aufsatz „An den Herausgeber des Kunstwarts" veröffentlicht, darin mit Avenarius in schärfster Weise abgerechnet und überaus peinliche Dinge gegen ihn vorgebracht; er erbot sich dabei zum Wahrheitsbeweis, Avenarius aber hütete sich, ihm dazu gerichtliche Gelegenheit zu geben. Beide Mitarbeiter warnten mich schon damals immer wieder vor dem Vertrauen, das ich selbst dem Gerechtigkeitsgefühl und dem literarischen Takt des „Kunstwart"-Mannes entgegenbrachte; beide empfahlen mir, seine damalige, oben erwähnte Niederlage in Sachen des Dürerstempels zu benützen, um auch sein Verhalten gegen Karl May unverzüglich in angreifender Abwehr zu brandmarken. Entgegen dem Rat dieser und andrer Freunde ging ich aber den versöhnlichen Weg, den ich im folgenden Abschnitt darstelle.

Friedensversuch

Dr. Schmid an Ferdinand Avenarius:

Radebeul, am 9. Februar 1914.

Ich beziehe mich auf eine Aussprache, die ich mit Herrn **[350]** Prof. Dr. Sch.[Schumann] hatte, und gestatte mir, auch an Sie die höfliche Bitte zu richten, mir in Sachen May eine Unterredung zu bewilligen.

Wenn ja, so wollen Sie gütigst bestimmen, an welchem Tag und zu welcher Zeit ich in Ihrer Wohnung vorsprechen darf. Ich bemerke noch, daß ich Mitte dieses Monats auf etwa 4 Wochen verreise.

Die Kunstwartleitung an Dr. Schmid:

Dresden-Blasewitz, am 9. Februar 1914.

Leider wird es unmöglich sein, Herrn Dr. Avenarius in der allernächsten Zeit hier zu sprechen. Er ist verreist und wird voraussichtlich erst in 8 – 10 Tagen wieder heimkehren. Auch wenn er hier in Blasewitz ist, verhindert ihn überreiche Arbeit häufig daran. Dann tritt Frau Avenarius an seine Stelle und übernimmt die Uebermittlung der Mitteilungen bzw. der Wünsche. Sollte Ihnen hiermit gedient sein, so wird sich Frau Avenarius freuen, Sie Mittwoch vormittag gegen 11 Uhr etwa in ihrem Hause, Blasewitz, Bahnhofstr. 24 I, zu begrüßen.

Die hiermit eingeleitete Unterredung zwischen Frau Avenarius und mir fand am 11. Februar 1914 in Blasewitz statt. Frau Avenarius erklärte mir, sie und ihr Gemahl hätten durch die vielen Angriffe, die sie in der letzten Zeit durch die Presse erfuhren, so gelitten, daß sie meinen Friedensbestrebungen durchaus Verständnis entgegenbrächten. Wenn die Freunde Karl Mays ihrerseits die eingeleiteten Abwehrmaßnahmen einstellen würden, so hätten auch wir keine weitern Fehden zu gewärtigen.

Das, was ich für einen Friedensschluß hielt, erwies sich aber in der Folge leider nur als ein Waffenstillstand. Die wilden Kämpfe, die damals um Avenarius tobten, wurden durch den Weltkrieg zum Verstummen gebracht, und er wiegte sich in dem **[351]** trügerischen Bewußtsein, seine alte Macht wieder erlangt zu haben. Nach einigen Jahren erfolgten im „Kunstwart“ abermals da und dort kleine Erwähnungen Karl Mays, die nicht gerade große Feindseligkeiten atmeten, die ich aber doch nicht an mir vorübergehen lassen konnte. Um sie zu beseitigen, schrieb ich diesen Brief:

Dr. Schmid an Ferdinand Avenarius:

Radebeul, am 16. September 1916.

Im Februar 1914 hatte ich die Ehre, mit Ihrer Frau Gemahlin als Ihrer Stellvertreterin eine Rücksprache in Sachen Karl May zu pflegen, und dabei Näheres über meine Anschauung und die mir gestellte Lebensaufgabe darzulegen. Ohne die tatsächlichen Schwächen und Fehler Mays zu verkennen, bin ich dennoch der felsenfesten Ueberzeugung, daß er ein guter Mensch und ein guter Volksschriftsteller war und daß man ihn als Menschen wie als Dichter in vieler Hinsicht verkannt hat. Hierfür hatte ich schon damals gewichtige Unterlagen in Händen, und inzwischen konnte ich diese Belege erweitern und ausbauen.

Mein damaliger Besuch gipfelte in der Bitte, Sie möchten mir etwas Wohlwollen entgegenbringen, und insbesondere nicht von vornherein mein ganzes Sein und Wollen und Können zu verneinen. Ihre Frau Gemahlin erwiderte, daß Sie, nachdem die vielumstrittenen Kolportage-Romane im Verschwinden seien, die seit Mays Ableben geschaffene, gänzlich veränderte Lage nicht verkennen und keine Angriffe gegen meinen Verlag richten würden, wenn ich meinerseits die damals einsetzenden Kämpfe von May-Freunden gegen Sie beseitigen könne.

Wie Sie selbst wissen, ist es mir gelungen, seit jener Besprechung jedwede von May-Freunden stammende Aeußerung gegen Sie zu verhindern, wozu teilweise eingehender Briefwechsel und sogar einige Reisen nötig waren. Gern erkenne ich an, daß auch Sie den von mir vorgeschlagenen *modus vivendi* einzuhalten wußten, und ich faßte eine kürzliche **[352]** gelegentliche Aeußerung in Ihrem Kunstwart: „Der Tagesmarktwert machte Karl May zum Millionär“ [2. Märzheft 1916] nicht als eine Durchbrechung Ihres Versprechens auf.

Immerhin gehört gerade das Millionärmärchen zu den vielen irrigen Gerüchten, die über May verbreitet sind und deren Gegenbeweise ich in Händen halte. Meine Nachlaßforschungen sind nun soweit gediehen, daß ich mehr und mehr mit der unbedingten und urkundlichen Wahrheit vor Mays Lesergemeinde treten kann, und es galt für mich diesmal, die Sagen von Mays Reichtum endgültig aus der Welt zu schaffen. Die Art der erwähnten Unterredung ließ es als selbstverständlich erscheinen, daß ich mich hierbei, wenn irgend vermeidbar, nicht auf den Rechtsstandpunkt des § 11 des Preßgesetzes stellen wollte, denn aus meiner eigenen Redaktionstätigkeit weiß ich, wie peinlich jede formelle Berichtigung für einen Schriftleiter ist. Da der betreffende Abschnitt Ihres Aufsatzes von Dr. Elster in das Buchhändler-Börsenblatt übernommen war, verfiel ich auf einen Ausweg, den ich Ihnen in mitfolgendem Beleg unterbreite[53].

Sehr geehrter Herr Doktor, es sind nicht lediglich vernunftmäßige Erwähnungen, die mich auch neuerdings wieder zu der Bitte um Ihr Wohlwollen veranlassen, sondern als langjähriger Leser des „Kunstwarts“ steht ich auch persönlich

[53] Es handelte sich dabei um einen kleinen Aufsatz, den ich im Buchhändler-Börsenblatt vom 15. Juli 1916 veröffentlichte und der eine Zusammenstellung von Karl Mays Einkommen und Vermögen brachte, ähnlich wie ich sie auch in Bd. „Ich“, S. 582, wiedergab.

zu Ihnen in einem Verhältnis, das mich jede abfällige Bemerkung Ihrerseits besonders schmerzlich empfinden lassen würde. Ich nähre schon seit Jahren die leise Hoffnung, daß wir uns später einmal begegnen und daß Sie mir dann sagen können, Sie hätten das Gute meiner von Ueberschwenglichkeit freien Bestrebungen erkannt.

Ferdinand Avenarius an Dr. Schmid:

Dresden-Blasewitz, am 18. September 1916.

Wenn Sie ein andrer in meiner Abwesenheit empfängt, **[353]** so kann dieser selbstverständlich nichts für mich entscheiden, er denkt auch gar nicht daran, das tun zu wollen, und meine Frau hat Ihnen ausdrücklich betont, daß sie mir nur Ihre Wünsche übermitteln könne. Denken Sie anders, so täuscht Sie die Erinnerung, irgendwelche Zusagen haben Sie nicht erhalten. Wir sind in unserm Verhalten gegenüber Karl May durchaus frei, und es liegt mir auch sehr fern, in dieser Beziehung mich irgendwie gebunden zu fühlen. Eine Absicht, die Polemik gegen Karl May in näherer Zeit wieder aufzunehmen, liegt nicht vor; sollte das aber aus irgend einem Grunde sachlich erwünscht werden, so werde ich es unbedenklich tun.

Dieser Brief ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, bedeutete Kampf. Von da an begann ich meine Abwehrmaßnahmen sorgsam und eingehend vorzubereiten.

Der Lanzenstoß

Ende 1917 lebten die von mir nunmehr erwarteten neuen Angriffe gegen den toten Karl May auf. Ein Prof. [Alfred] Kleinberg in Teschen brachte in dem von Prof. [Anton] Bettelheim herausgegebenen „Biographischen Jahrbuch“ einen „Nekrolog“ für Karl May, der den Toten unerhört beschimpfte. Das führte zu erregter Abwehr und zu weithin wirkenden Kämpfen. Man findet sie, ihren Verlauf und unsern Erfolg, eingehend in meiner „Lanze für Karl May“ geschildert. Als Ergänzungen dienen Gurlitts Buch „Gerechtigkeit für Karl May!“ und die Karl-May-Jahrbücher. Meine nähern Mitarbeiter und ich hegten nicht den leisesten Zweifel, daß Ferdinand Avenarius hinter Kleinbergs Anfeindungen gegen May stand. Schon bei der auf Seite 31 meiner „Lanze“ dargestellten Besprechung mit Dr. [Walter] de Gruyter **[354]** und August Hilbert vom 14. Dezember 1917 erwähnte ich, daß es sich für mich vor allem darum handle, Avenarius vor Gericht zu ziehen und als Schutzherrn der beiden Angreifer zu entlarven. Avenarius hielt sich aber wohlweislich noch monatelang im Hintergrund. Erst nach dem endgültigen Zusammenbruch von Kleinbergs Angriff, nämlich im Juni und Juli 1918, erschien der „Kunstwart“-Mann selbst auf dem Plan, indem er die Niederlage seines Schützlings durch maßloseste Verunglimpfung Karl Mays und meines Verlags zu bemänteln suchte.

Nun erst war es für mich möglich, meine längst vorbereitete Schrift „Eine Lanze für Karl May“ abzufassen und zu veröffentlichen. Darüber hinaus aber bot ich alles auf, mich mit Avenarius vor Gericht zu messen. Zunächst stellte Frau Klara May Strafantrag aus § 189 des Reichsgesetzbuches (verleumderische Beleidigung eines Toten).

Um aber auch über die bei dieser Privatklage einschlägigen Gesichtspunkte hinaus zur gerichtlichen Auseinandersetzung und Wahrheitsermittlung mit Avenarius zu kommen, veröffentlichte ich im August 1918 ein Flugblatt „Ferdinand Avenarius und die Wahrheit“, worin ich ihm u. a. „glatten Schwindel“, „literaturgeschichtliche Fälschung“, „Revolverjournalismus“ vorwarf, und ihn ausdrücklich aufforderte, mich wegen dieser scharfen Aeußerungen zu verklagen: „Heraus zur Rechtfertigungsklage, Herr Avenarius! Nun keine Müdigkeit und keine Altersschwäche vorgeschützt, denn Ihre Prozeßwünsche sind erhört und es handelt sich jetzt um die gerichtliche Feststellung, wer die **[355]** Wahrheit sprach, der tote Karl May oder der lebende Avenarius!“ So schloß das Flugblatt.

Sowohl die „Lanze“ wie auch das Flugblatt brachten übrigens noch eine weitere peinliche Enthüllung für unsern Angreifer. Da er laut seinem eignen Bekenntnis Karl Mays „stofflich nicht anstößigen Büchern“ nichts anhaben konnte, war ihm „nichts übrig geblieben als die Aufgabe, es ‚andersherum‘ zu versuchen“, nämlich den „Menschen“ (den Toten selbst!) durch Wiedergabe und Verteidigung von Kleinbergs Schmähungen herabzuwürdigen. Man findet diese von mir wörtlich zitierten Stellen im „Kunstwart“ 2. Juniheft 1918 Seite 141/145 sowie auch in meiner „Lanze“, wo ich sie zerpflückte. Im gleichen Kunstwart-Heft kramte Avenarius in liebevoller Breite die Jugendverfehlungen Karl Mays aus und u. a. suchte er dem Verstorbenen daraus einen Strick zu drehen, daß dieser, gestützt auf ein (wie ich zugeben muß: unzulängliches) amerikanisches Diplom, eine Zeitlang den Doktortitel geführt hatte. Das Aufbauschen dieser belanglosen Angelegenheit ließ in mir einen gewissen Verdacht auftauchen, da man solchen Götzendienst vor Titeln meist nur bei

Halbgebildeten findet. Merkwürdigerweise hatte Avenarius auch den verfänglichen Satz geprägt: „Als Gebildeter hatte Dr. de Gruyter Karl May natürlich nicht gelesen“. (Kunstwart, 2. Juliheft 1918, Seite 59). Ich durchforschte deshalb das Vorleben des Kunstwärters genauer und siehe da: Das „Universitäts-Studium zu Leipzig 1877/78“, womit er im Sammelwerk „Wer ist's“ und in [Franz] Brümmers Schriftsteller-Lexikon prahlte, hat niemals stattgefunden, **[356]** sondern er hatte selbst nur die Einjährigen-Prüfung bestanden und auch diese erst im Alter von 18 Jahren (1874). In meinen beiden Schriften über ihn mag diese Entlarvung wohl der schmerzlichste Stich gewesen sein.

Mein Flugblatt ist in zahlreichen deutschen Zeitungen auszugsweise abgedruckt worden und ich sandte es auch Herrn Avenarius eingeschrieben zu. Ueberdies richtete ich an Frau Avenarius folgenden Brief:

Dr. Schmid an Frau Avenarius:

Radebeul, am 11. August 1918.

Im Februar 1914 fand auf Grund vorherigen Briefwechsels zwischen Ihnen und mir eine Besprechung statt, die, ähnlich wie kurz zuvor zwischen Herrn Prof. Sch. und meinem Verlag, auch den Friedensschluß zwischen Ferdinand Avenarius und Karl May herbeiführte. Es war damals jene Zeit, wo Ihr Herr Gemahl durch seinen mißglückten Vorstoß gegen die literarische Mündigkeit des deutschen Volkes eine schwere Niederlage erlitten hatte und von allen Seiten so nachhaltig angegriffen wurde, daß seine erschöpften Nerven, wie Sie selbst mir sagten, der Erholung in der Schweiz bedurften. Alle näheren Freunde meines Verlags hatten mir entschieden abgeraten, diesen Gang zu tun, denn sobald Herr Avenarius wieder erstarkt sei, würde er doch aufs neue über den toten Karl May herfallen. Jetzt sei die Gelegenheit gegeben, auch sein Verhalten gegen May auf die Dauer zu brandmarken. So war mir gesagt worden.

Meinem damaligen Versprechen gemäß habe ich mich seinerzeit unverzüglich an alle diejenigen Freunde Mays gewendet, die ihre Waffen gegen Herrn Avenarius geschliffen hatten, und sie gebeten, jegliche aus der Verteidigung des toten Dichters beabsichtigte Abwehr gegen Ihren **[357]** Herrn Gemahl einzustellen. Die Kopien habe ich in Händen, glaubte aber nicht, daß sie eines Tags geschichtliche Bedeutung gewinnen würden. Nach etwa zwei Jahren (1916) fühlte sich jedoch Ferdinand Avenarius wieder etwas gekräftigt und begann jene leisen Nadelstiche, auf die ich in den jetzt folgenden Prozessen einzeln und in aller Ausführlichkeit zurückkommen werde. Auf meinen höflichen Brief vom 16. September 1916 erhielt ich unterm 18. September 1916 eine grobe Antwort, wobei sogar Sie in einer mir unverständlichen Weise preisgegeben und bloßgestellt wurden.

Damit wußte ich, daß Herr Avenarius aufs neue den Toten verunglimpfen werde, war aber doch von der Verwegenheit und der Tonart seines Juni- und Juli-Artikels etwas verblüfft, denn seine Neigung, Prozesse „zwecks Wahrheitsermittlung“ zu erhalten, bezweifle ich, und noch weniger vermutete ich, daß man mich für so ehrlos und sinnlos halten würde, solch ungeheuerlichen Beleidigungen und Drohungen gegenüber schweigsam zu bleiben. Nie hätte ich gedacht, daß ausgerechnet Herr Avenarius es wagen würde, sogar das Eheleben des Verstorbenen in den Staub zu ziehen. Ich habe mich damals, als ich noch an Avenarius glaubte und den Gang nach Blasewitz unternahm, geirrt, und dies tut mir besonders weh, weil ich aus unsrer Besprechung die angenehmsten literarischen und persönlichen Erinnerungen mit nach Hause gebracht hatte.

Mein heutiger Brief bezweckt ein Dreifaches: ich erkläre ausdrücklich, daß ich den mir zugeworfenen Fehdehandschuh aufnehme. Ich bemerke ferner, daß ich es sehr bedaure, mich wider meinen guten Willen zu einer solchen Abwehr gezwungen zu sehen, wie sie nunmehr unvermeidbar ist. Und endlich möchte ich, da man auch noch nach dem Ableben des Herrn Avenarius und nach meinem und unser aller Tod von dieser Sache sprechen wird, für die Nachwelt feststellen, daß ich erst nach vielfachen Anwürfen und nach der kürzlichen, schlimmsten Herausforderung den Kampf aufnahm.

Noch vor Ablauf dieses Monats wird Ihr Herr Gemahl die erste Gelegenheit erhalten, sein „ganz sicheres Material“ dem meinigen vor Gericht gegenüberzustellen. Mit diesem **[358]** heutigen Brief schließe ich den außergerichtlichen Verkehr zwischen dem Hause Avenarius und dem Karl-May-Verlag.

Alles stand sprungbereit zum Prozeß, allein Avenarius – schwieg! Schwieg durch alle die folgenden Jahre und duldete es schweigend, daß das genannte Flugblatt weiter und weiter verbreitet wurde. Nicht nur seine Angriffe als solche sind ihm übel bekommen und wurden ihm selbst von seinen eignen Freunden verdacht, sondern es hat ihm auch die Tatsache, daß er schwieg und schweigen mußte, weitere Anhänger abspenstig gemacht; ich habe mancherlei Briefe hierüber erhalten. Dabei muß ich jetzt offen und unumwunden sagen, daß für ihn kluges Schweigen besser war, als beredte Tapferkeit, denn die gerichtliche Feststellung, daß er frei erfundene Verunglimpfungen über den toten Karl May verbreitet hatte, hätte m. E. den Rest seines

Ansehens vernichtet.

Bei uns allen herrschte übrigens damals nur Verblüffung und Aerger, daß der Gegner sich nicht zum Prozeß stellte, den er vorher in seinen Angriffen ausdrücklich angeboten hatte. Da seine Aeußerungen über meinen Verlag nicht zur Aktiv-Klage ausreichten, so blieb uns als letzte Hoffnung eines gerichtlichen Austrags nur noch die von Frau Klara May angestrebte Privatklage. Allein auch diese konnte nicht zur Durchführung kommen, denn mittlerweile war die Revolution durchs Land gezogen, und am 3. Dezember 1918 erging eine Amnestie über alle Fälle derartiger Beleidigungen. Als Beleg bringe ich hierzu ein Gutachten der von uns **[359]** mit der Durchführung der Klage betrauten Dresdener Anwälte.

Rechtsanwälte Dr. Fleischhauer und Hally an Karl-May-Verlag:

Dresden, am 26. Februar 1921.

Auf Ihre gefl. Anfrage vom 25. Februar 1921 betr. die Möglichkeit eines etwaigen Vorgehens der Frau Klara verw. May gegen den Schriftsteller Ferdinand A v e n a r i u s wegen Beleidigung aus §§ 185, 186, 187 und 189 R.St.G.B. teilen wir folgendes mit:

Die Rechtzeitigkeit und Ordnungsgemäßigkeit des von Frau Klara May am 31. August 1918 beim Amtsgericht Chemnitz gestellten Strafantrags wird nicht zu beanstanden sein. Auf die örtliche Zuständigkeit des Gerichts, bei dem der Strafantrag gestellt ist, kommt nichts an; es war somit nicht einmal nötig, daß die Druckschriften, in denen die Beleidigungen standen, auch an dem Orte verbreitet wurden, bei dessen Amtsgericht der Strafantrag gestellt ist.

Es ergibt sich aber die Unmöglichkeit, vorzugehen, aus der ersten Reichsamnestie nach der Revolution, der „Verordnung über die Gewährung von Straffreiheit und Strafmilderung vom 3. Dezember 1918“. - § 1 Abs. 1 dieser Verordnung verfügt die Niederschlagung aller Untersuchungen wegen solcher vor der Revolution, also vor dem 9. November 1918 begangenen Straftaten, die mit Freiheitsstrafe bis zu höchstens einem Jahre oder mit Geldstrafe, Nebenstrafen usw. bedroht sind. Abs. 4 dieses Paragraphen dehnt solche Niederschlagung auch auf diejenigen mit dem gleichen Strafmaximum bedrohten strafbaren Handlungen aus, wegen deren eine Untersuchung bei Gericht oder Staatsanwaltschaft noch nicht anhängig geworden ist. Dazu gehören die Beleidigungen, hinsichtlich deren durch rechtzeitige Strafantragsstellung die Strafverjährung an sich um 5 Jahre hinausgeschoben war.

Hiermit entfällt für Frau May die Möglichkeit, gegen Herrn Avenarius aus den §§ 185, 186 und 189 des St.G.B. **[360]** im Wege der Privatklage noch vorzugehen. Es bleibt allein übrig die verleumderische Beleidigung des § 187, weil insoweit das Strafmaximum 2 Jahre Gefängnis beträgt, also das Höchstmaß der Amnestieverordnung überschritten ist. Wir möchten aber unbedingt davon abraten, aus § 187 Privatklage zu erheben, weil es sich nicht wird n a c h w e i s e n lassen, daß Avenarius seine Behauptungen über Karl May wider besseres Wissen produziert hat. Man wird im Gegenteil davon ausgehen müssen, daß er sich in seine auf Karl May bezüglichen Idee verrannt hat und selbst da noch das, was er schreibt, für wahr und richtig hält, wo nüchtern abwägende Verständigkeit ohne weiteres erkennt, daß seine Behauptungen völlig über das Ziel hinausschießen und der Wahrheit nicht entsprechen. Die Gerichte verurteilen sehr selten auf Grund von § 187 St.G.B. wegen verleumderischer Beleidigung, weil nach den Erfahrungen des täglichen Lebens in der Tat dem subjektiven „Für-wahr-halten“ ein außerordentlich weiter Spielraum zugebilligt werden muß.

Die Privatklage aus § 187 kann übrigens nicht in Analogie mit § 189 von der Witwe des Verstorbenen wegen dessen Beleidigung angestrengt werden. Sie wäre nur möglich, sofern die Beleidigung von vornherein zugleich eine Beleidigung auch der Frau selbst war.

Ausklang

Nun ist unser gefährlichster Gegner aus dem Leben geschieden. Ich habe über ihn gesagt, was gesagt werden mußte, und erinnere an die Worte, die ich auf Seite 83 meiner „Lanze“ über ihn schrieb: „Vor der Vergessenheit bleibt Avenarius nun wohl bewahrt, denn ich glaube, man wird auch in spätern Zeiten seinen Namen in der Literaturgeschichte finden, und zwar auf den gleichen Blättern, die dem Andenken Karl Mays gewidmet werden!“

Dieses Wort bleibt bestehen, und es läge auch nicht in meiner Macht, das Geschehene ungeschehen **[361]** zu machen. Nicht aber will ich, um ein Wort des gleichfalls verstorbenen Dr. de Gruyter zu gebrauchen, die „Achtungsschuld gegenüber der Wehrlosigkeit des Todes“ verletzen. Nicht will ich dem verstorbenen Feind alles Gute und Große absprechen. Nicht will ich ihm das gleiche antun, was er mit seinem „Nekrolog“ meinem toten Freunde Karl May angetan hat! Ich bringe deshalb zunächst eine Aeußerung, die mir Prof. Dr. Ludwig Gurlitt unterm 11. August 1923, also ungefähr einen Monat v o r dem

Ableben des Ferdinand Avenarius, fürs Jahrbuch einreichte, und die ich anfänglich ablehnte, weil ich befürchtete, sie könnte irrig, nämlich als eine Art Anbiederung des Karl-May-Verlags, gedeutet werden.

Prof. Dr. Ludwig Gurlitt an Karl-May-Verlag:

Schluß der Debatte!

Die Schriftleitung der Karl-May-Jahrbücher ist von rührender Friedensliebe. Alle Polemik, die ich darin ausfechten wollte, mußte ich dem milden Herzen des Herrn Dr. Schmid geradezu abringen. Jetzt aber steht die Sache so, daß auch ich aus bester Ueberzeugung Schluß machen kann. Ich erwähne den alten Streit hier nur noch deshalb, um ihn damit beizulegen.

Der „Kunstwart“ hatte sich bekanntlich als erbittertster Gegner Karl Mays an die Spitze der Bewegung gestellt, die dessen Schriften „unschädlich machen“ wollte. Seitdem aber die Freunde Mays ihre Gegengründe vorgetragen haben, hat er weder gegen May noch gegen seine Fürsprecher wieder in gehässigen Worten geeifert. Ja, er hat mir persönlich einen so überzeugenden Beweis seines Wahrhaftigkeitsstrebens und seiner Gerechtigkeitsliebe gegeben, daß ich jetzt aus Achtung die Waffen vor ihm niederlege: Er hat **[362]** nämlich meine Plautus-Uebersetzung (in Heft 11, August 1923) so uneingeschränkt gelobt, daß ich erkennen muß, die Sache steht ihm höher als persönliche Empfindungen. Damit ist für mich alles Frühere abgetan, und ich reiche den Kunstwartmännern jetzt mit Freuden die Hand zur Versöhnung.

Weniger günstig steht es mit meiner Gegnerschaft zu den Männern der „Hamburger Jugendschriftwarte“. Meine scharfen Entgegnungen in den Karl-May-Jahrbüchern 1922 und 1923 haben ihnen zwar, zumal ihrem Wortführer, Herrn Hermann L. Köster, die Luft benommen: ich habe jedenfalls nicht gehört, daß sie ihre früher beliebte Hetze gegen May noch fortsetzen. Sie sind ganz still geworden. Herr Köster, der mich seinen Lesern als einen Tapergreis vorstellte, dessen „Logik Kopf stehe“, und der meine Belehrungen „vom hohen Roß herab“ als eine Ungehörigkeit abweisen wollte, mag sich jetzt von seinem Kunstwart belehren lassen, daß ich geistig noch normal bin. Dieser schreibt nämlich (vgl. S. 218) „… Wir haben den Plautus wieder! Ludwig Gurlitt hat (in vier Bänden, erschienen im Propyläen-Verlag, Berlin) ‚Die Komödien des Plautus‘ in neuer, eigener Uebersetzung herausgegeben. Es ist eine Art Ehrenrettung des Philologengeschlechts, denn auch G. ist Philolog; und – endlich! – die Wiedergeburt des echten Plautus.“ Und abschließend schreibt er: „Nicht leicht findet man ein heitereres, ein reicheres Geschenk unter den vielen neuen Uebersetzarbeiten, doch auch nicht leicht ein gewichtigeres. Es ist in Wahrheit so: ein herzbrechend lästiges Alltagstreiben, das eine Welt um- und erschließt, wird uns mit diesen 4 Bänden geschenkt, ein Dramatiker, den wir nun aus eigener, leicht erreichbarer Kenntnis – – zu den ersten der komödienarmen Weltliteratur zählen können, müssen und werden.“

Auch die Literarische Umschau der „Vossischen Zeitung“ läßt sich von einem Universitäts-Philologen bezeugen, daß er mein Werk mit „freudigem Staunen“ gelesen habe, daß ich dem deutschen Volke einen antiken Klassiker „geschenkt“ hätte.

Mit „kopfstehender Logik“ ist eine solche Kulturtat nicht zu leisten. Auch Herr Köster wird jetzt wohl, wenn schon **[363]** zögernd und schweigend, anerkennen müssen, daß mir ein ästhetisches und kulturhistorisches Urteil auch über Karl May zugetraut werden durfte, und daß ich ein Recht hatte, ihm gegenüber „vom hohen Roß herab“ zu sprechen, zumal nachdem er sich anmaßte, mir schlechte Noten zu erteilen.

Da er aber schweigt, da ebenso sein Anhang schweigt, nicht einer der Jugendschrifen-Recken sich zum Ritter seiner Ehre aufwirft, so dürfen wir sie jetzt als erledigt ansehen, mögen sie selbst ihr Schweigen auch deuten, wie sie wollen.

Da neue Kampfansagen gegen Karl May nicht eingelaufen sind, so beantrage ich: Schluß der Debatte! Nur wenn wir von neuem herausgefordert werden, werden wir pflichtgemäß auch wieder auf dem Plan erscheinen. Jetzt mag das Lebenswerk Karl Mays ungestört fortwirken und Gutes wirken! Jetzt können auch wir, seine Freunde, mit offener Kritik an seine Werke herantreten und Schwächen, die auch wir erkennen, freimütig zugeben – was wir übrigens schon vordem oft und ohne Bedenken getan haben.

Ob die gerechte Würdigung von Gurlitts Schaffen auf dem Gebiet der altrömischen Literatur, die er zum Ausgangspunkt seines Antrags auf Schluß macht, von Ferdinand Avenarius selbst oder nicht vielmehr von Wolfgang Schumann stammt, ob sie dem Verfasser wirklich eine Brücke zwischen den feindlichen Parteien bedeuten sollte: ich weiß es nicht. Aus der gleichen Gesinnung und Absicht aber, mit der ich Gurlitts Aeußerungen hier gern wiedergebe, bringe ich auch noch einige Worte, die der bekannte Literarhistoriker Prof. Friedrich Kummer dem verstorbenen Kunstwartleiter im „Dresdener Anzeiger“, der dem Toten am nächsten stehenden Zeitung, widmete:

… in langer, zäher Arbeit und oft schöpferischer Kritik hat Avenarius den „Kunstwart“ zu einem Kulturfaktor allerersten Ranges gemacht. Er ist einer unsrer stärksten **[364]** Kunstpolitiker gewesen und zeigte sich bestrebt, an den neu erscheinenden Persönlichkeiten und Kunstwerken das Fruchtbare anzuerkennen; zugleich aber erwarb er sich das Verdienst, breite Kreise auf den Reichtum unsrer Kunst und unsres Schrifttums an noch nicht ausgemünzten Schätzen hinzuweisen… Die natürliche Begrenzung seines Wesens hat ihm manchen Widersacher geschaffen, aber Freund und Feind werden darin übereinstimmen, daß er eine aufrechte Persönlichkeit war, die nach redlichen Kräften zum Besten deutscher Kunst und deutscher Kultur gearbeitet hat.

Und ich schließe mit einer Nachrufstelle, die ich den „Dresdener Neuesten Nachrichten“ entnehme:

… Auch wer ihm nicht auf allen seinen Wegen folgen konnte, beugt sich vor dem Bestreben dieses Mannes der als wahrhafter Schatzhüter der Kultur ein ganzes Leben lang an der seelischen Vertiefung des deutschen Volkes gearbeitet hat.

Diese Klarlegung unsrer Stellung zu Avenarius waren wir uns selbst schuldig. Mit- und Nachwelt soll wissen, was uns von ihm getrennt hat und soll die Möglichkeit finden, die Rechtslage mit eignen Augen zu prüfen. Damit aber soll nun endgültig der Kampf erledigt sein. Die beiden Gegner sind verstummt, und wir handeln im Sinne Karl Mays, daß wir jetzt Frieden walten lassen über den Gräbern der ehedem feindlichen Brüder.

* * *

Meine obigen Ausführungen waren bereits zum Druck weitergeleitet, als ich das Kunstwartheft vom Oktober 1923 zu Gesicht bekam, das dem Andenken von Ferdinand Avenarius gewidmet ist. Die beiden darin enthaltenen Aufsätze von Dr. Friedrich Düsel und Wolfgang Schumann sind fesselnd, **[365]** würdig und gehaltvoll, weil sie die Verdienste des Verstorbenen ohne Ueberschwenglichkeit beurteilen, und auch das Menschliche, Allzumenschliche an ihm nicht verkennen. Als Einleitung findet man dort einige Verse, die Ferdinand Avenarius früher als Gedenkwort an einen „Menschen und Denker“ schrieb, womit er wahrscheinlich seinen älteren Bruder, den 1896 heimgegangenen Züricher Philosophen Richard Avenarius, im Auge hatte.

Düsel meint, diese Verse passen auf Ferdinand Avenarius selbst, und ich glaube, sie passen auf sehr viele, auf die meisten großen Männer. Ganz besonders aber scheinen sie mir auch anwendbar auf Karl May, und deshalb bringe ich sie hier zum Abdruck:

Ich sah dich heut im Traume, wie du bautest:
An deinem Hause mühsam bautest du,
Und freundlich hob sich’s auch in Bögen auf.
Doch wunderlich: in keine Wölbung senktest
Den Schlußstein du. Wir riefen dir’s. Doch du,
Vernahmst du’s nicht? Du reihtest – deine Züge,
Sie waren schon so müd – und reihtest weiter
Bogen an Bogen, und den letzten Stein
Fügtest du nirgends. Angstvoll sahen wir’s.
Da brachen die Gerüste, und die Bögen,
Sie stürzten und begruben dich im Fall.

Ein Weinen ging durch meinen Traum. Voll Wehs
Traten wir hin und suchten dich. Und suchten
Umsonst …

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1924

Barthel, Fritz	03.08.1881	19.04.1960
Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Cornaro, Franz	10.08.1897	17.09.1989
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Floericke, Kurt	23.03.1869	29.10.1934
Glatzel, Heinrich	?	?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Hinnrichs, Friedrich	07.05.1878	26.08.1955
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Kaiser, Tono	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Lhotzky, Heinrich	21.04.1859	24.11.1930
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Niemann, August	27.06.1839	17.09.1919
Nixdorf, Johannes	05.12.1898	26.04.1977
Ozoroczy, Amand von	13.01.1885	08.09.1977
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Rudert, Otto	06.03.1889	17.01.1955
Schauer, Ulrich J.	(1909)?	?
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.